



Wolfgang Thierse

Kirchen sind mehr als Gebetshäuser: Sie sind weithin sichtbare Orientierungspunkte, architektonische Solitäre, die das Gesicht eines Ortes prägen. Und sie sind Identifikationspunkte, Räume des sozialen Miteinanders und Zeugen des kulturellen Selbstverständnisses einer Gemeinschaft. Das gilt nicht nur für die großen, berühmten Bauwerke wie den Berliner Dom oder die Gedächtniskirche, das gilt genauso für die vielen kleinen, weniger spektakulären Sakralbauten wie die Klosterkirche Altfriedland oder die Dorfkirche in Staaken.

In Brandenburg gibt es eine Fülle solcher Kleinode zu entdecken: mehr als 1500 Dorfkirchen, von denen viele aus dem Mittelalter stammen. Das ist ein einmaliger Reichtum an Baudenkmälern, die von der jahrhundertealten Geschichte der Region zeugen. Doch Hunderte von ihnen sind akut gefährdet, weil für ihre Renovierung kein Geld zur Verfügung steht: Eine einzigartige, unwiederbringliche Kulturlandschaft ist vom Verfall bedroht.

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf die Bedeutung der Dorfkirchen als Baudenkmäler aufmerksam zu machen, die weit über die Region Brandenburg hinausreicht. Der Erhalt dieser Denkmäler ist ein wichtiger Beitrag zum Erhalt des ostdeutschen, des deutschen Kulturerbes. Er ist aber auch ein Beitrag zur Entwicklung des ländlichen Raumes in Ostdeutschland.

Angeichts der Finanzprobleme der Länder und Kommunen scheint Kultur – scheint zumal das kostbare kulturelle Erbe Ostdeutschlands – kaum noch bezahlbar zu sein. Doch Kultur hat als »weicher« Standortfaktor eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche und soziale Bedeutung. Ein attraktives Kulturangebot kann gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten dazu beitragen, der Abwanderung junger Menschen entgegenzuwirken. Und ein lebendiges kulturelles Bewusstsein kann gerade in Zeiten dramatischer Veränderungsprozesse dabei helfen, Orientierung zu geben und ein geistiges Vakuum zu verhindern, in das radikales und antidemokratisches Gedankengut allzu leicht eindringen können.

Ostdeutschland hat nur dann eine Zukunft, wenn es auch als Kulturregion erhalten und ausgebaut wird. Deshalb sollten wir Widerspruch einlegen gegen eine Haltung, die dem weiteren Rückbau von Kultureinrichtungen das Wort redet, und gerade in dieser schwierigen Zeit ein Schwergewicht auf die Förderung von Kunst und Kultur legen. Das sage ich mit Blick auf die öffentliche Hand, das sage ich aber auch mit Blick auf das notwendige bürgerschaftliche Engagement, ohne das diese Aufgabe nicht mehr zu leisten ist. Ich würde mir wünschen, dass viele Bürgerinnen und Bürger – nicht nur in Brandenburg – einen Beitrag zur Renovierung bedrohter Dorfkirchen leisten. Und ich danke dem Förderkreis Alte Kirchen dafür, dass er so unermüdlich für den Erhalt dieses kulturellen Erbes und damit auch für den Zusammenhalt und die Zukunft Ostdeutschlands wirbt.

Wolfgang Thierse
Präsident des Deutschen Bundestages

Hans Krag Lust auf Kirchen



Kirche in Broager, Dänemark (Fotos: H. Krag) — |

Der Wetterbericht ist gut. Zur Vorbereitung einer Kirchentour nehme man: 1. die neueste Ausgabe von »Offene Kirchen« des Förderkreises Alte Kirchen, 2. die Bücher von Dr. H.-J. Beeskow »Führer durch die evangelischen Kirchen des Kirchenkreises Barnim/ Lübben/ Oderland & Spree« usw., die Bändchen »Dorfkirchen in der Uckermark« von Günter Heubner, das Buch »Die Prignitz entdecken« von Elisabeth v. Falkenhausen und eventuell noch den Bildband »Brandenburgische Dorfkirchen« von Gesicke/Schleiff/Wendland aus dem Jahre 1974. Die genannten Bücher sind

voller Fotos, die Lust machen, diese Kirchen auch selbst zu sehen. Nun vergleiche man zunächst die dort aufgeführten Kirchen mit der Liste in »Offene Kirchen«, und man wird dort für die meisten Kirchen eine Adresse oder Telefonnummer finden. Je nach Risikobereitschaft meldet man sich vorher zu einem Besuch an oder erst kurz vor oder bei der Ankunft.

Am nächsten Morgen geht es los: lange Alleen mit Straßenbäumen, an deren Zweigen noch der Tau glitzert, die Sonne strahlt in Streifen hindurch. Rechts und links gelbe und grüne Felder und Weiden, ein dunkles Wald-

Dr. Hans Krag ist Vorstandsmitglied und Schatzmeister des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg

stück, Dörfer mit Kirchen in der Mitte – aber »die« sind es noch nicht. Doch jetzt: ein Dorfbauer mit ein paar vernachlässigten Bauten aus der HO- und Konsumzeit, die jetzt leer stehen. Dahinter ein Kirchturm. Auf der einen Seite des Angers die asphaltierte Hauptstraße, auf der anderen das alte Buckelpflaster. Die niedrigen Wohnhäuser auf jeder Seite sind meist frisch gestrichen, zur Seite jeweils ein großes Tor zum Hof. Dazwischen die Kirche aus grauem, anspruchslosem Feldstein, meist Hauptschiff und Chor, selten mit Apsis. Der quergestellte Turm mit Satteldach hat oben etwas Backsteindekor. Die Seitenfenster sind barock halbhoch mit Oberbögen, unter dem Ostgiebel die typischen drei Lanzettfenster.

Das Auto hält, die Tür klappt. Hunde bellen – keine Menschenseele. Zunächst einmal mit der genannten Vertrauensperson telefonieren, dass ich da bin. Ein Kind sagt »Mutter ist aufn Hof«, klack, aufgelegt. Also zur angegebenen Adresse laufen. Hunde reichen einen mit ihrem Gebell von Haus zu Haus weiter. Nichts bewegt sich, aber man hat den Eindruck, dass hinter allen Fenstern jemand steht und den Fremden beobachtet. Was will er? Zu wem will er und warum? Es ist weiter, als ich dachte, zumal die Hausnummern wohl am Baujahr der Häuser und nicht an der Reihenfolge ausgerichtet sind. Wäre ich doch lieber mit dem Auto gefahren, dann hätte ich der Beschließerin wenigstens den Weg abnehmen können. Jetzt ist es zu spät. »Klingel« – trotz irgendwelcher Geräusche im Haus keine Reaktion, »klingel« – nichts. Also an's Hoftor. Hinten tobt der Hund im Zwinger. Da kommt sie, zu sehen, was los ist. »Guten Morgen, ich bin der...« »Weiß schon, komme gleich!«

Nun gibt es mehrere Varianten: die schönste ist »nehmen Sie schon mal den Schlüssel – und bringen Sie ihn mir zurück / ich komme gleich nach«. Die andere ist »ich war im Garten und

muss mich erst waschen / umziehen«. Oder gar »eigentlich passt es gar nicht, ich hatte vergessen, dass ich noch zum Arzt muss«. Aber bis auf die böse Überraschung, dass jemand die Verabredung ganz vergessen hat und gar nicht zu Hause ist, klappt es immer irgendwie.

Und dann läuft man mit ihr zurück zur Kirche. Mit einem Male sind auch Leute im Dorf; man grüßt sich.

Der Kirchenschlüssel hakt und quietscht – es nutzt ihm nichts. Dumpfe Kühle unter dem Turm, die Flügeltüren zum Schiff werden aufgetan: »Aahh«. Trotz aller Bildvorbereitung – das hätte man in dieser einfachen Kirche nicht erwartet: ein üppiger Barock-Kanzelaltar, dazu passend die Patronatsloge, Taufengel, ausgemalte flache Holzdecke, Dekor in den Flächen der Emporenbrüstung, im Hintergrund oben eine bescheidene Orgel. Die Sonne fällt schräg durch die Fenster auf das Kruzifix am Altar. Für den ersten Eindruck wäre ich gern allein, ein Gang zum Altar, eine kurze Andacht ...

Nichts ist in so einem Moment schlimmer, als Kunstexperten bei sich zu haben, die sofort mit Erläuterungen beginnen, oder eine Beschließerin, die gleich tätig wird, mit Stühlen oder Putzeimern klappert oder anders herum erst einmal misstrauisch wartet, was man wohl macht, während sie einen von hinten mit Blicken durchbohrt. Dann der Rundgang: Abendmahl in der Predella des Altars, dessen Hauptbild eine Kreuzigungsszene zeigt, das Wappen in der Patronatsloge – war es eine gute Gutsherrschaft, oder war sie im Dorf unbeliebt? Musste die Gemeinde aufstehen, wenn die Herrschaften kamen? Haben sie den Pfarrer zensiert? Haben sie registriert, wer in der Gemeinde unaufmerksam war, während sie sich hinter ihren Butzenscheiben verstecken konnten? Oder wurden auch sie von der Gemeinde ständig beobachtet, was wohl unangenehm war? Da ließen sich sicher gute Geschichten erfinden. Epitaphe, Gedenktafeln, eventuell noch die Tür zu einer Gruft, mit düsteren Sprüchen beschrieben... Dagegen ist der Taufengel nur Heiterkeit und Bewegung. Wie er sich in elegantem Schwung, Muschelbecken in der Hand, von der Decke stürzt, ist schon bemerkenswert. Ein freundliches, pausbäckiges Bauerngesicht schaut auf den Täufling hernieder.

Was hat diese Kirche alles gesehen? Wieviel Glaube steckt allein in der künstlerischen Ausstattung! Jeder

Handwerker gab sein Bestes für Gottes Haus, aber nun treten die Schäden aus unserer Zeit gnadenlos hervor: Feuchtigkeit zieht die Wände herauf, Wasserflecken verdunkeln die Deckenmalerei, ein Riss spaltet den Fenstersturz, zwei Glasscheiben sind gesprungen. Hier müsste bald etwas getan werden.

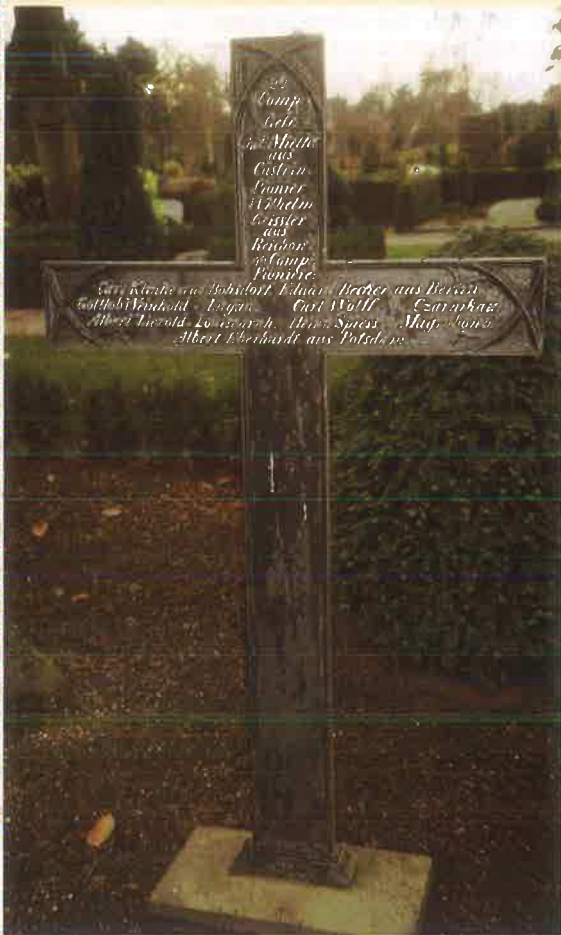
»Wo ist der Opferstock?« – Ein Schein verschwindet, und das Gesicht der Beschließerin erhellt sich. »Sind schon Baumaßnahmen vorgesehen?« »Nee, das Geld reicht noch nicht.« »Wie groß ist die Gemeinde?« »Na ja, vielleicht 60.« Wieviel kommen zum Gottesdienst?« »Meist nur 10 oder 12. Aber Weihnachten ist allet voll un' Erntedank oder Ostern kommen auch mehr.« »Wie häufig ist Gottesdienst?« »Alle vier Wochen. Et lohnt ja nicht,

bei den paar Männeken – wissen Se, die Jungen sin ja fast alle weg un die Älteren haben's eben nich jelernt. Früher (d.h. vor der Wende) ging man nich in die Kirche. Nu könntet besser sin, aber die Leute kommen nich.« Und dann folgen ein paar Geschichten über den Zusammenbruch im Dorf: kein Lebensmittelladen mehr, kein Gasthaus, keine richtige Dorfgemeinschaft ...

»Gibt es hier einen Förderverein? Dann könnten Sie eventuell Fördermittel vom Staat für die Renovierung der Kirche bekommen.« »Nee, geht das?« »Ja, kennen Sie den Förderkreis Alte Kirchen?« »Nee.« »Das ist der Verein, der diese bunte Zeitschrift mit dem Verzeichnis in der Mitte herausgibt, aus dem ich Ihren Namen habe.« »Ach die meenen Se, die kennick.«



Dorfkirche Lugau Lkrs. Elbe-Elster



Grabkreuz von 1864 für die Pioniere Weinhold und Klinker auf dem Friedhof von Broager

»Da steht die Adresse des Förderkreises drin.« »Ja, das werd' ich der Pfarlerin sagen!« So erfährt man vieles über das Dorf, die Sorgen, die Verbesserungen, die Hoffnungen. Und was erst mühsam begann, wird zu einem offenen, zutraulichen Gespräch. Dann der Abschied. – »Vielen Dank, und vielleicht klappt's ja mit den Fördergeldern.«

Wieder im Auto. Zurück bleibt ein Erlebnis, das aus einem Punkt auf der Landkarte ein Stück Heimat gemacht hat. An diesem Dorf wird man nie wieder gleichgültig vorbeifahren ...

Dorfkirchen erzählen Geschichte: die großen Familien und ihre Guts Häuser, Brandkatastrophen oder Unfälle, die Kriege, die sie erlitten, oder in die Gemeindeglieder ausrückten. Da ist z. B. das Herz des Fürsten Hardenberg im Altar der Schinkelkirche von Neuardenberg (Land Lebus / Oderland). Bauernbefreier und Staatsreformer. Er musste auf Napoleons Wunsch entlassen werden, weil sein fortschrittliches Denken den Franzosen damals gefährlich erschien. Oder die Grabplatte des Johann Friedrich

Adolf von der Marwitz in Friedersdorf (ebenfalls Land Lebus). Er weigerte sich im Siebenjährigen Krieg, einen Befehl Friedrichs II. zu befolgen und das sächsische Schloss Hubertusburg zu plündern. Da war es natürlich aus mit der Offizierskarriere. Er nahm seinen Abschied und verbrachte den Rest seiner Jahre auf seinem Gut. Auf der Grabplatte wurde vermerkt »er wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte«. Soviel Zivilcourage hätte man auch den Generalen Hitlers gewünscht ...

Aber die Erinnerungstafeln erzählen nicht nur von hohen Herrschaften. In Lugau (Lausitz) hängt eine Tafel für Gottlob Weinhold, Pionier. Er fiel 1864 beim Sturm auf die Düppeler Schanzen in Nordschleswig. Begraben wurde er nahebei auf dem Friedhof von Broacker (jetzt: Broager), wo sein Grab noch heute existiert. Dort ist er gemeinsam mit anderen Pionieren bestattet, die bei der Eroberung von Schanze II gefallen sind, u.a. auch jener Pionier Klinker, der sich angeblich mit einem Pulversack in die Luft sprengte, um das Schanzenportal zu öffnen.

*Sie fallen tot, sie fallen wund, –
ein Häuflein steht am Alsen-Sund.
Palisaden starren die Stürmenden an,
Sie stützen; wer ist der rechte Mann?
Da springt von achten einer vor:
»Ich heiße Klinker, ich öffne das Tor!« –
Und er reißt von der Schulter den
Pulversack,
Schwamm drauf, als wär's eine
Pfeif' Tabak.
Ein Blitz, ein Krach – der Weg ist frei –*

*Gott seiner Seele gnädig sei!
Theodor Fontane,
»Der Tag von Düppel«*

Hatten die Angehörigen Weinholds aus Lugau wohl je Gelegenheit, das Grab in Broacker zu besuchen? Einfache Leute konnten damals noch nicht so weit reisen. Hinterließ er Familie? Es wäre interessant, dem nachzuspüren.

Zweitürmige Dorfkirchen sind sowohl in Brandenburg wie auch in Schleswig-Holstein und Dänemark selten. Ist es da nicht ein wenig tröstlich, dass die Dorfkirche von Broacker der Dorfkirche in Lugau so ähnlich ist? Fast wie ein Grab in der Heimat! Brandenburger kämpften überall. Der Todesort »Vionville« taucht auch oft in Kirchen auf – eine wellige Hochebene mit einigen Schluchten zum Verstecken. Auf diesem Schlachtfeld von 1871 gibt es ein Denkmal für brandenburgische Regimenter. Oder Königsgrätz 1866: dort sah ich das Grabdenkmal eines Gans Edler zu Putlitz aus der Prignitz. Natürlich sind die Gefallenen des Ersten Weltkrieges auf Tafeln überall und überreich vertreten, und dann wandelt sich das Gedenken: stille Trauer nicht mehr für Einzelne, sondern für alle Opfer von Krieg und Gewalt. So ein Kirchenbesuch kann auch zu Denken geben ...

Es gibt in den Kirchen aller Regionen Brandenburgs so viel zu entdecken! Und wenn man abends wieder zu Hause ist, blickt man auf einen erfüllten Tag zurück. Das stimmt heiter: »Schön, dass es das noch gibt; schön, dass ich das sehen konnte.« – Und wann geht's wieder los?



Gedenktafel für C. G. Weinhold in der Lugauer Kirche

Bernd Janowski

Retten – Erhalten – Nutzen

15 Jahre Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

*Bernd Janowski, Fotograf, ist
Geschäftsführer des Förderkreises
Alte Kirchen Berlin-Brandenburg
e.V.*

Eines der ersten Objekte, mit denen sich der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg zu Anfang der neunziger Jahre beschäftigte, war die Dorfkirche von Messdunk, einem 50-Seelen-Ort wenige Kilometer südlich der Stadt Brandenburg. Der solide neo-romanische Backsteinbau, 1865 von Maurermeister Eiserbeck aus Golzow geschaffen, war auf Grund baulichen Verfalls seit Jahrzehnten nicht mehr genutzt worden. Jetzt endlich gab es die Gelegenheit (und auch Fördermittel), um Dach und Außenhaut instand zu setzen. Als 1993 die Sanierung weitgehend abgeschlossen war, stellte sich allerdings die Frage, wer in dem winzigen Ort überhaupt noch eine Kirche brauchte. Eine eigene Kirchengemeinde existierte nicht mehr; die wenigen Christen besuchten seit langem, wenn überhaupt, den sonntäglichen Gottesdienst im benachbarten Dorf Reckahn. Schließlich fand sich ein Verein für Jugend- und Sozialarbeit, der die Messdunker Kirche in Erbpacht übernahm und sie bis heute für ambitionierte Kulturarbeit nutzt.

Am 3. Mai 1990 fanden sich im Ostberliner Club der Kulturschaffenden etwa 40 Menschen zusammen, um einen Verein ins Leben zu rufen, der sich unter dem Motto »Retten – Erhalten – Nutzen« für die Bewahrung von Kirchengebäuden in ländlichen Gebieten des (damals noch gar nicht wieder existierenden) Landes Brandenburg engagieren wollte. Architekten und Kunsthistoriker, Theologen und Baupraktiker, aber auch kulturinteressierte Laien nutzten den Optimismus der Nachwendezeit, die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe von Denkmälern zu lenken, deren letzte Restaurierung zumeist viele Jahrzehnte zurücklag. Vierzig Jahre DDR, davor zwei große Kriege und die Depression der Zwischenkriegszeit hatten vielerorts einen Bauzustand



Innenraum der Dorfkirche Messdunk vor der Instandsetzung 1991.

hinterlassen, der nur als katastrophal bezeichnet werden konnte.

Jetzt schien fast alles möglich: Allenthalben wurden Kirchendächer neu gedeckt und mancher träumte sogar von einer neuen Welle der Missionierung im säkularisierten Osten Deutschlands.

Doch bereits wenige Jahre später geriet der Optimismus ins Stocken und es setzte sich die Erkenntnis durch, dass die avisierten blühenden Land-

schaften wohl doch nicht so schnell zu erreichen sind und dass wahrscheinlich auch nicht jede Dorfkirche in absehbarer Zeit von Grund auf saniert werden kann. Das Kirchliche Bauamt musste in größerer Zahl Mitarbeiter entlassen, Pfarrstellen wurden gestrichen und zusammengelegt, die Fördermittel flossen spärlicher. Mit dem neuen Gemeindefinanzierungsgesetz gab das inzwischen wiedererstandene Land Brandenburg den Einfluss



Dorfkirche Dannenwalde |

auf umfangreiche Denkmalpflegemittel aus der Hand, die anschließend von den Kommunen lieber für neue Bushaltestellen und moderne Straßenbeleuchtung verwandt wurden.

In dem kleinen Ort Saaringen an der Havel stellte die überforderte Kirchengemeinde einen Abrissantrag für ihr barockes Gotteshaus. Knapp zwei Jahre später folgte Abrissantrag Nummer zwei: Die Leopoldsbürger Kirche in Milow, nahe Rathenow, sollte dem Bau eines Supermarktes weichen. – Beide Gebäude stehen noch, auch durch den Einsatz des Förderkreises Alte Kirchen. In der Milower Kirche eröffnete eine Filiale der Mittelbrandenburgischen Sparkasse ihre Schalter, was sicher keine zukunftsweisende Lösung ist, dem Baudenkmal jedoch das Leben rettete. In Saaringen übernahm ein örtlicher Verein die Trägerschaft, der sich seitdem erfolgreich um Sanierung und Nutzung kümmert.

Überhaupt war in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre ein interessantes Phänomen zu beobachten: In zahlreichen, oftmals sogar recht kleinen Dörfern fanden sich Menschen zusammen, die zum Teil kirchlich nicht mehr gebunden waren, denen aber aus unterschiedlichsten Gründen die Bewahrung ihres historischen Kirchengebäudes am Herzen lag. Fördervereine und Initiativen gründeten sich, um die Gemeinden bei ihren Bemühungen

um den baulichen Erhalt zu unterstützen. In zahlreichen Dorfkirchen fanden Konzerte und Ausstellungen statt; Arbeitseinsätze und Benefizveranstaltungen wurden organisiert. Das ging nicht immer konfliktfrei ab, in den allermeisten Fällen jedoch arbeiteten Kirchengemeinde und ehrenamtliche Helfer inzwischen gut zusammen.

Baulich passierte damals immer noch erstaunlich viel. Das 1994 von der Bundesregierung aufgelegte Not-sicherungsprogramm »Dach und Fach« bot in vielen Fällen eine solide Grundlage, die vom Land Brandenburg kofinanziert wurde. Gemeinden und Vereine bemühten sich gemeinsam, den nötigen Eigenanteil aufzubringen. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz förderte in großem Umfang kleine Dorfkirchen im Osten Deutschlands. Arbeitsförderprogramme wurden in die Sanierungsvorhaben integriert.

Dann, vor zwei Jahren kam das ab-

rupte Aus für »Dach und Fach«. Die Staatsministerin für Kultur, Frau Dr. Weiss, ließ verbreiten, dass sie eine besondere Kulturförderung für die neuen Bundesländer nicht mehr für nötig erachtet. Der Erhalt von drei Opernhäusern in der Hauptstadt war wichtiger geworden als der von ein paar hundert Kirchen in abgelegenen Dörfern, die von ihrer Bevölkerung mangels wirtschaftlicher Perspektiven sowieso zunehmend verlassen werden.

Es ist sehr viel schwieriger geworden, dringend notwendige Sicherungsarbeiten an kleinen Dorfkirchen durchzuführen. Kommunale und Kreis-mittel werden knapper, Landeskirche und Gemeinden klagen über Geldmangel, Stiftungen über den Rückgang von Spenden. Bei Bauberatungen über die Möglichkeit, Geld für die dringend gebotene Schwammsanierung oder die Reparatur des desolaten Kirchendaches aufzutreiben, herrscht immer häufiger Ratlosigkeit.

Die Zeiten, wo neben der Kirche im Dorf der Pfarrer wohnte, sind, entgegen der Annahme mancher Wochenendbesucher aus der Großstadt, lange vorbei. Heute hat ein Landpfarrer in dünn besiedelten Gegenden fünfzehn Dörfer und mehr zu betreuen, in den allermeisten von ihnen steht eine Kirche mit mehr oder weniger großen Bauschäden. Nur etwa 20% der Bevölkerung Brandenburgs gehört nominell noch einer christlichen Kirche an, viele sind im Rentenalter oder arbeitslos. Das Aufkommen an Kirchensteuern ist dementsprechend gering. Können wir uns den flächendeckenden Erhalt zum Teil selten genutzter historischer Kir-



Dringender Sanierungsbedarf: Dorfkirche Glienicke (Lkrs. Ostprignitz-Ruppin) |

chengebäude in einer derart großen Anzahl auf Dauer überhaupt leisten?

Die Gemeinden allein können das mit Sicherheit nicht. Ist andererseits nicht schon die Frage an sich absurd? Seit Jahrhunderten haben Menschen dafür gesorgt, dass die Kirchen in ihren Dörfern auch in Notzeiten repariert und nach Zerstörungen wieder aufgebaut wurden. Die alten Mauern tragen die Spuren vieler Generationen in sich, die sich in guten wie in schlechten Zeiten hier versammelten und sich durch ihren Glauben Kraft holten für einen Alltag, der sicherlich schwieriger zu bewältigen war als der heutige.

Marktwirtschaftlich gewinnbringend lassen sich Kirchengebäude nicht nutzen, sie haben jedoch eine Daseinsberechtigung, die sie aus sich selbst heraus gewinnen. In einer Epoche, da sich im ländlichen Raum Veränderungen abspielen, die es derart rasant noch nie gab, sind die alten Dorfkirchen die vielleicht letzten Zeichen von Stabilität und Heimat. Innerhalb weniger Jahre hat sich die Jahrhunderte währende Rolle des ländlichen Raumes grundlegend geändert. Nur noch drei Prozent der Brandenburger verdienen ihr Geld in der Landwirtschaft. Soziale Strukturen lösten sich über Nacht auf. Dorfschulen, Kneipen und kleine Läden existieren nicht mehr – und in wie vielen Dörfern gibt es noch den Bäcker, den Fleischer oder den Schuhmacher? Würde man aus den Dörfern auch noch den Kirchturm entfernen, blieben willkürliche Ansammlungen von Häusern in der Landschaft übrig. Erst eine Gesellschaft, die sich die Erhaltung ihrer materiellen und geistigen Denkmäler nicht mehr leisten kann, ist wirklich arm.

Es geschehen jedoch immer wieder Wunder: In Vierraden (Uckermark) haben Kirchengemeinde, Förderverein und Stadt gemeinsam die im Weltkrieg zerstörte Kirche wieder zu einem optischen und geistigen Zentrum des Ortes werden lassen. Die Umfassungsmauern der großen Barockkirche wurden gesichert und saniert, der Kirchturm mit Räumen für unterschiedlichste Funktionen ausgebaut. In Teetz (Ostprignitz) schaffte es ein Verein, das Dach der bereits aufgegebenen Kirche zu reparieren und sie für Gottesdienste und Konzerte nutzbar zu machen. In Prennden (Barnim) ist die sanierte Dorfkirche zu einer festen Adresse für Kultur und Kunst in der Region geworden, ebenso in Gortz (Potsdam-Mittelmark), Glambeck (Barnim) oder Dannenwalde (Oberhavel).



Dorfkirche Messdunk nach der Instandsetzung |

Die Liste ließe sich beliebig verlängern. Weit über 150 lokale Fördervereine sorgen inzwischen dafür, dass die Kirche im jeweiligen Dorf bleibt.

An zusätzlichen Nutzungen ist in einer Kirche zwar nicht alles, aber vieles vorstellbar: Konzerte, Ausstellungen, Theateraufführungen, Bürgerversammlungen, Weihnachtsbasare ... Schließlich ist das Kirchengebäude in vielen Fällen der letzte verbliebene öffentliche Ort im Dorf.

Der Förderkreis Alte Kirchen unterstützt das wachsende bürgerschaftliche Engagement im Land Brandenburg. Er initiiert und begleitet Vereinsgründungen, gibt neuen Initiati-

ven Anschubfinanzierungen und berät in Finanzierungs-, Organisations- und Baufragen.

Den wichtigsten Beitrag jedoch leisten die Menschen vor Ort. Es nützt wenig, nur die äußere Hülle einer schönen alten Dorfkirche wieder herzustellen. Erst wenn in ein Denkmal wieder Leben einkehrt, ist es endgültig gerettet. So ist auch die ganz zu Anfang gerettete kleine Dorfkirche von Messdunk ein Beispiel, das weiterhin Mut macht. Und es lässt besonders hoffnungsvoll in die Zukunft blicken, da es gerade junge Menschen sind, die wieder neues Leben in die alte Kirche bringen.

Robert Hacker

Der Arbeitskreis Offene Kirche Roddahn



Dorfkirche Roddahn |

Das Patronatswappen der Familie von Kröcher an der Empore der Roddahner Kirche ist auf den ersten Blick etwas ungewöhnlich, zeigt es doch ein ausgewachsenes Kamel. Mit dem Wappentier soll an eine Begebenheit erinnert werden, die sich der Sage nach auf einem Kreuzzug im Morgenland zugegetragen hat: Zwei Ritter von Kröcher befreiten eine auf ein Kamel gefesselte christliche Frau aus heidnischer Gefangenschaft und geleiteten sie in die nächste christliche Stadt.

In Roddahn sind die von Kröcher seit 1274 urkundlich nachweisbar. Sie waren es auch, die als Patronatsherren 1798 die schlichte Fachwerkkirche errichten ließen, nachdem ein Vorgängerbau vermutlich baufällig ge-

worden war. Für einen Kirchturm reichte das Geld nicht, eine Glocke wurde am Dachstuhl aufgehängt.

1960 wurde unter der Empore eine Winterkirche eingebaut, wo bis in die Mitte der neunziger Jahre die Gottesdienste der zahlenmäßig recht kleinen Gemeinde stattfanden. Dann musste das Kirchengebäude von der Bauaufsicht gesperrt werden.

Schon damals gab es die Idee, die Kirche auch für weltliche Nutzungen zu öffnen, um die Finanzierung der notwendigen Instandsetzung auf eine breitere Basis zu stellen. Doch es gelang leider nicht, die Kommune für die Pläne zu begeistern, die Angst vor finanzieller Belastung war wohl zu groß.

Um den fortschreitenden Verfall aufzuhalten, gründeten Roddahner Bürger – alteingesessene ebenso wie neu zugezogene – im Frühjahr 2001 schließlich den Arbeitskreis Offene Kirche Roddahn. Elisabeth Seyfferth, die Vorsitzende des Vereins berichtet, dass neben der Wiederherstellung und dem Erhalt der Kirche von Anfang an auch über eine zukünftige Nutzung im kulturellen und sozialen Bereich nachgedacht wurde.

Relativ schnell begannen dann die ersten Instandsetzungsarbeiten. Mit Mitteln des – heute leider nicht mehr existierenden – Dach- und Fachprogramms konnten bis 2002 Dach, Fassade und Fenster saniert werden. Der Ziegelboden wurde erneuert. Geld aus

einem Naturschutzprogramm ermöglichte ein Jahr später die Neugestaltung des die Kirche umgebenden Friedhofs.

Die notwendige Sanierung des Innenraumes schließlich konnte im vergangenen Jahr in Angriff genommen werden. Im Rahmen einer vom Sozialamt geförderten Maßnahme für Jugendliche (JUMP plus) wurden unter fachlicher Anleitung anspruchsvolle Lehmbauarbeiten ausgeführt. Denkmalschutzbehörden begleiteten die farbliche Ausgestaltung.

Der Förderverein hat vor und während der Baumaßnahmen einen organisatorischen Aufwand bewältigen müssen, der zeitweise an die Grenzen der Belastbarkeit ging. Elisabeth Seyfferth, die selbst eine Firma für ökologische Baustoffe betreibt, erzählt, dass neben dem Erreichten weitere Maßnahmen geplant waren; die Decke soll-



Patronatswappen der Fam. von Kröcher |

JEDES PFARRAMT IST EINE KIRCHENEINTRITTSSTELLE

Infotelefon 030 24 344 121
www.willkommen-in-der-kirche.de

EVANGELISCHE KIRCHE

Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

www.ekbo.de

Anzeige

te gedämmt werden, der Einbau von Winterfenstern und einer Heizung war vorgesehen. Dafür reichte bisher das Geld nicht aus. Vielleicht ist das aber auch gut so, meint Frau Seyfferth. Ein zu schneller Abschluss der Restaurierung könnte einen Erwartungsdruck

schaffen, den sie vermeiden will. Die Akzeptanz für künftige Nutzungen soll langsam wachsen. Schließlich musste vor Jahren schon einmal der Versuch abgebrochen werden, Kinofilme in der Roddahner Kirche zu zeigen. Das vertrüge sich nicht mit der Wür-

de des umgebenden Friedhofs, meinten einige im Dorf.

Trotzdem soll der Name des Vereins auch weiterhin Programm sein. Bereits jetzt ist eine Nutzung des Kirchenraumes während der Sommermonate problemlos möglich. Neben Gottesdiensten sind erste Konzerte und Ausstellungen für dieses Jahr geplant. Interesse an einer Mitnutzung hat die Freie Nachbarschaftsschule Roddahn, die über keinen größeren Raum für Feierlichkeiten verfügt. Auch die örtliche Volkssolidarität, deren Zusammenkünfte und Veranstaltungen bisher in Privaträumen stattfinden, hat Interesse angemeldet. Die Zusammenarbeit zwischen Verein und Kirchengemeinde läuft problemlos, ein Nutzungsvertrag ist in Arbeit. Aufgrund seiner praktischen und konzeptionellen Arbeit gehörte der Arbeitskreis Offene Kirche Roddahn im September 2004 zu den Preisträgern des Wettbewerbs »Gute Ideen zur Nutzung ländlicher Gebäude und Gartenanlagen«, ausgeschrieben vom brandenburgischen Ministerium für Landwirtschaft, Umwelt und Raumordnung.

Optisch ist die Roddahner Kirche bereits wieder Mittelpunkt, bald soll sie auch das kulturelle Zentrum des Ortes sein.



*Sanierungsarbeiten im Innenraum
durch Jugendliche*

Frank Pauli

So eine Kirche ist wie ein aufgeschlagenes Buch

Bilder, Geschichten und Glaubensinhalte in Kleinmachnow



Dorfkirche Kleinmachnow von Süden, Fotos: B. Blumrich

Fontane ermahnt, ja nicht vorüberzugehen. »Es ist ein überraschend gefälliger, beinahe feinstilisierte Backsteinbau.« Die alte Kirche von »Machenow auf dem Sande« liegt zwischen Wasser und Weg in einer kleinen Idylle. Und ist selbst ohne Vergleich. Wer noch nicht gewusst hat, was ihn hier erwartet, wird drinnen womöglich vor Staunen und Ergriffenheit die Hände zueinander führen wollen – wie drei von den kleinen Männern in der geschnitzten Szene im untersten der Altarbilder. Diese drei Männer, zwischen den bedeutendsten Gestalten der christlichen Heilsgeschichte aufgereiht, erleben einen großen Moment ihres Glaubens. Sie sind – wie unsereiner manchmal so sagt – »hin und weg«.

Im Markus-Evangelium (Kap. 8) ist die Original-Geschichte zu lesen. Danach waren die drei »ganz verstört«. Sie begriffen zunächst nicht, was sich um sie herum tat. Und zuerst dachten sie wohl: Das kann es ja gar nicht geben. Denn sie erkannten Mose und Elia in den beiden Männern, die sie

getroffen hatten. Propheten aus alter Zeit also, die sich in Glaubenssachen bestens auskannten. Und mussten obendrein feststellen: Ihr Lehrer und Meister, der sie hergeführt hatte, sah auf einmal aus, als wäre er gar nicht von hier. Eine Lichtgestalt – oder wie sonst zu beschreiben? Der ältere von den dreien fand die ersten Worte: Hier ist für uns gut sein. Hütten wollte er bauen, damit dieses unerhört großartige Beieinandersein fortgesetzt werden könnte.

Nun weiß man freilich: Daraus ist seinerzeit auf dem Berg der Verklärung doch nichts geworden. Der Lehrer und Meister sah bald wieder aus wie zuvor und nahm seine Schüler wieder in die ganz normale Welt mit.

Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn im heutigen Kleinmachnow, aus dem lange schon die größte Landgemeinde von Brandenburg geworden ist, Familien am Sonntagnachmittag in die Alte Kirche eintreten. Dass die Kinder drinnen zu Staunenden werden. Und dass sie gern dieses und je-

Frank Pauli war als Redakteur zuletzt Leiter der Redaktion Kirche und Gesellschaft beim DeutschlandRadio.

Er veröffentlichte Bücher u.a. über die Reformatoren Martin Luther, Philipp Melanchthon und Thomas Müntzer.

nes Bild genauer erklärt haben möchten und den Zeitpunkt des Aufbruchs noch aufschieben wollen, weil sie entdeckt haben: Hier ist für uns gut sein. Denn hier ist alles feierlich und anheimelnd zugleich. Andererseits aber auch schlicht genug, um jedes Gemüt ansprechen zu können.

Ein Ort, alte Geschichten zu erzählen. Schon draußen vor der Tür hätte man anfangen können. Zwei Schwestern, weiß eine Legende, hätten den Kirchbau bezahlt. Und die Backsteine seien schichtweise mal hell und mal dunkel, damit auseinander zu halten bliebe, auf wessen Rechnung der Bauabschnitt gegangen sei. So weit, so geflunkert. Leute vom Bau sagen: Vom unterschiedlichen Trocknen des Lehms und von der Brennung der Ziegel hängt die Tönung ab, die man hinterher sieht. Soviel aber darf man aus dem Turmzustand schließen: Hier wurde – warum auch immer – nicht in einem Zuge gebaut. Anzunehmen ist: wenigstens doch über etliche Jahre.

Dass anfangs Gedanken »wie im finsternen Mittelalter« im Spiel gewesen sein mögen, ist nicht zu übersehen. Der Turm ist so breit wie die Kirche. Stellt sich mit breitem Rücken gegen Sonnenuntergang schützend vor den Ort, an dem sich die Frommen versammeln. Denn von Westen kam ja nach den alten Vorstellungen die teuflische Schar, die dem Himmel die Seelen abjagen wollte: Kirchturm als Abwehr-Symbol.

Wer durch ihn hineingeht, findet »Orientierung«, Ausrichtung nach Osten nämlich, zur aufgehenden Sonne, zum Licht, zum Heil, zum irdischen Jerusalem und zum himmlischen auch. Zum Adressaten aller Gebete. Und innerhalb der Kirche wird der In-

halt des Glaubens am Taufstein, am Altar und an den Wänden – in Bildern aus der Hand des Malers und des Bildhauers augenfällig gemacht. Wer hereingetreten ist, hat zuerst den Taufstein im Blick. Für den, der in die Gemeinschaft der Gläubigen richtig aufgenommen sein möchte, führt kein Weg an ihm vorbei. Erst wer getauft ist, kann zur Kirche gehören.

Dass der Taufstein hier auf der Mittelachse vor dem Altar steht, entspricht altem Brauch. So ansprechend wie in Kleinmachnow, so einladend, so blumenverwandt sind Taufsteine selten. Obwohl schmuckfroh geschaffen, wirkt nichts daran übertrieben. Und wenn die kleinen Engel unter der Taufschaale die Folterwerkzeuge zeigen, mit denen Jesus gepeinigt wurde, so will mit dieser Andeutung des Leidens ganz eindeutig nichts anderes demonstriert sein als das Ausmaß der Liebe, die Gott den Menschen erweist.

Die Taufe: eine rituelle Zeichenhandlung, ein heiliges Bild. Abgewaschen wird, was den Menschen gegenüber Gott untauglich macht. Die Bibel hat das Wort »Sünde« dafür. Wenn am Taufstein öfter das Wort »Läuterung« fällt, dann ist auch das als Bildsymbol aus der Welt der Bibel entnommen: »Geläutert« soll der Mensch werden – wie Gold, das im Feuer von Verunreinigungen getrennt wird. Kein Zufall also, dass der Engel auf dem Deckel der Taufschaale den starken Feuerschein einer Fackel in der Hand hält.

Symbol-Bedeutung hat beim Taufstein auch die achteckige Form. Achteckige Taufkapellen neben der Kirche kann man heute noch manchmal finden. Manche erklären das so: Acht Menschen gingen mit der Arche Noah aus der ersten großen »Taufe« der Welt, aus der Sintflut hervor: Noah selbst und seine Frau, dazu – mit den drei Schwiegertöchtern – ihre drei Söhne. Macht acht. Das Taufgeschehen wird anschaulicher, wenn man an diese acht Leute denkt, mit denen der Ewige dann einen ganz besonderen Bund schloss.

Die Taufe ist sozusagen das Eingangstor zur christlichen Gemeinde, die sich am Altar versammelt. Die Kirchenleute sprechen oft vom »Tisch des Herrn«. Das Abendmahl wird hier gefeiert. In Kleinmachnow wie oft auch anderswo: ein aufgemauerter Steinblock, Erinnerung an den Opferaltar, der im Tempel von Jerusalem stand. Aber hier werden nun nicht mehr Tauben, Lämmer, Kälber geopfert. Das Abendmahl mit Brot und Wein ist eine



Innenraum

Erinnerungsfeier. Gedacht wird des Opfers, das Gott selbst in der Gestalt Jesu Christi bringt: »Mein Blut des Bundes«, nennt Jesus den Wein.

Um Anschauung geht es dann auch, wenn wir am Altar den Blick emporheben. Schon vor Jahrhunderten haben die Christen begonnen, den »Tisch des Herrn« mit prachtvollen und bilderreichen Tafelaufsätzen zu schmü-

cken. Die Bilder ergänzen, unterstreichen, erweitern den Sinn aller Worte, die über den Inhalt des Glaubens gesagt werden können. Sie machen manches einfacher. Sie bieten Anhaltspunkte, sich die Verheißungen des Glaubens besser zu merken. Der Schwung eines Engelsflügels kann unvertraute Begriffe sinnfällig machen, weil er unmittelbar ans Gemüt rührt.



Altarbild mit brennendem Dornbusch und Verklärung Christi

Nur zum besseren Verständnis haben wir hier einmal das Wort »Tafelaufsatz« gebraucht. Man spricht vom Altar-»Retabel«. In Kleinmachnow handelt es sich um einen schönen alten Flügelaltar. Man kann sein Bildprogramm im Lauf des Kirchenjahres verändern. Wenn er ganz auseinandergeklappt ist, blicken die Gemeinde und ihre Besucher auf die Abendmahlszene im Zentrum: Jesus und seine Jünger, gedrängt um den Tisch, auf dem

sich zwischen zwei Kelchen das zubereitete Passahlamm findet – dieses alte jüdische Opfersymbol zum Gedenken an die Errettung des Volkes Israel aus ägyptischer Sklaverei.

Von der Tradition der jüdischen Passahfeier kommt das Abendmahl her: Zeichen der Bestätigung für den Bund des Allmächtigen mit seinem Volk. Wer in Kleinmachnow am Abendmahl teilnimmt, tritt mit der im Bild festgehaltenen Apostelrunde zusam-

men – zu einer »Gemeinschaft der Heiligen« über viele Generationengrenzen hinweg, um sich zu den Jüngern (Schülern) des Lehrers und Erlösers zu zählen. Hier hält Jesus einen besonders kindlich wirkenden Apostel Johannes im Arm und zeigt damit nebenbei, dass niemand zu jung und zu gering ist, um volle Anerkennung zu finden bei Gott.

Die Anregung, das Abendmahl als wichtigstes Motiv für die Altarbebilderung auszuwählen, geht übrigens auf Martin Luther zurück. Er lebte schon lange nicht mehr, als ein Berliner Künstler namens Nickel (Nikolaus) Zinkeisen an diesem Flügelaltar schnitzte und malte. Doch an Luthers Universität in Wittenberg hatte der wichtigste Bauherr der Machnower Kirche, Otto von Hake, studiert. Und dessen Vater Joachim hatte zu denen gehört, die mit ihrer »Teltower Einigung« von 1539 den Kurfürsten bedrängt hatten, sich der lutherischen Reformation nicht mehr zu verschließen.

Kein Wunder, dass auch die annähernd lebensgroßen Bilder von Luther und Melanchthon beizeiten hier Eingang fanden. Hatte Otto von Hake Luther selbst noch kennen gelernt? Wohl kaum. Aber Melanchthon hat er gewiss noch angetroffen – in eisgrauem Haar wohl mittlerweile. Genau so sind hier die beiden Universitäts- und Kirchenlehrer mit Öl auf Leinwand gemalt. Wer genau hinguckt, stellt fest, dass Luthers Leinwand schon einmal zerschützt war und repariert werden musste. Wie es dazu kam, wird sich nicht mehr feststellen lassen.

Früher hingen diese Bilder, auf der anderen Seite des Kirchenraums, gleich neben der Kanzel. Zwischen Chorraum und Kirchenschiff steht sie an der Nordwand. So, dass sowohl die Adelsfamilie als auch die kleinen Leute der Predigt gut zuhören konnten. Für die Gutsherrschaft gab es Patronatsgestühl nahe beim Altar, während die kleine Frau und der kleine Mann sich auf der anderen Seite des Taufsteins – im Kirchenschiff – aufhalten mussten.

Über solche Standesregelungen und -dünkel gingen die Zeiten hinweg. Dass die Kirche auch als Begräbnisstätte der Gutsbesitzerfamilie gedient hat, ist zum durchaus zweitrangigen Merkmal geworden. Die naiv-fromme Erwartung, beim Jüngsten Gericht würden wohl die zuerst auferweckt werden, die in größtmöglicher Nähe zum Altar beigesetzt worden sind – Leute von heute mögen getrost, aber mit Nachsicht darüber lächeln.



Altarbild mit Abendmahl



*Epitaph für Ehrenreich v. Hacke,
gest. 1704*

Wenn die vor den Bildern zur Heilsgeschichte angestellten Gedanken bei jedem anders ausfallen, so werden Hinweise aufs Geheimnis der Auferstehung – über dem Zugang zur

Grabkapelle und in dem kleinen Triumphbogen oben am Flügelalter – in ihrem schlichten Ernst für alle eine Einladung bleiben. Eine Einladung, die – auch so eine biblische Vorstellung – nicht einfach nur ins Ohr gehen, sondern auch, wie es in der Bibel heißt, »im Herzen bewegt« werden will.

Das Kreuz von Golgatha, das Christen als Leidens- und Siegeszeichen verstehen, steht ganz oben auf einem Kasten, an dem Tragegriffe angebracht sind. Die Bundeslade des Volkes Israel ist damit dargestellt. Mit ihr zog das aus der ägyptischen Sklaverei geflüchtete Volk jahrzehntelang in der Wüste herum, immer auf der Suche nach dem Land, in dem es endlich Ruhe finden und satt werden könnte. Was drinnen war in dem Kasten? Das Nötigste zum Leben: Wort Gottes. So, wie es Mose in Erfahrung gebracht hatte. Nur mit diesen Geboten, wusste das Volk, würde es immer zu Gott und zu sich selbst zurückfinden können, um einig zu bleiben, dem Erwerb nachzugehen sowie Essen und Trinken zur Genüge zu finden.

Der Kasten steht für die Hauptsache. Er hat Griffe, damit man das Gotteswort zur Not auch unter Zurück-



Wappentafel in der Turmhalle

lassung aller Wohlstandsutensilien mitnehmen kann. Nie sollte man ihn aus den Augen verlieren. Denn dann vergisst es sich nicht so leicht, dem eigenen Leben dankbar zu sein.

Neues Leben in alten Mauern Wiedergewinnung verlorener Kirchenräume



Information über Ev. Pfarramt Alt-Staaken,
Tel. (0 30) 3 63 26 03,
E-Mail: staaken-dorfkirche@web.de
und über Förderkreis Alte Kirchen,
Tel. (0 30) 4 49 30 51
E-Mail: altekirchen@aol.com

**Freitag, 9. September 2005,
14–17 Uhr**

Dorfkirche Alt-Staaken (Berlin-Spandau),
Nennhauser Damm 72

Ein Gedankenaustausch mit Vorträgen zu ausgewählten havelländischen Dorfkirchen (u.a. Alt-Staaken, Saaringen, Seeburg) und Diskussion, im Anschluss Exkursion nach Seeburg mit Führung durch die rekonstruierte Kirche.

Eine Veranstaltung des Freundeskreises der Dorfkirche Alt-Staaken e.V. und des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Hartmut Kühne

Pilgerzeichen

Spuren mittelalterlicher Wallfahrten auf märkischen Kirchenglocken



Barbara-Glocke in Eberswalde

Vor der St.-Maria-Magdalenen-Kirche in Eberswalde steht seit dem Jahr 2001 eine spätmittelalterliche Glocke, die größte der ehemals sechs Glocken dieser Kirche mit einem Gewicht von etwa 1820 kg. Diese »Barbara-Glocke« wurde 1518 in etwa an jener Stelle gegossen, wo sie ihren heutigen Standort hat und läutete fast 400 Jahre hindurch.

Nachdem sie schon 1907 gesprungen war, musste sie 1909 vom Kirchturm abgenommen werden. Die unbrauchbare Glocke stand schon vor dem Schmelzofen, als ihre Vernichtung mit dem Ankauf durch den Verein für Heimatkunde zu Eberswalde verhindert wurde. 2001 kehrte sie bei der Neugestaltung des Kirchplatzes

wieder an ihre Heimatkirche zurück. So bedauerlich der Verlust der Stimme der Barbara-Glocke ist, so gewährt ihre heutige Aufstellung die seltene Möglichkeit, einen mittelalterlichen Glockenkörper zu Gesicht zu bekommen, ohne mitunter nicht ganz vertrauenswürdige Leitern in Kirchtürmen bestiegen zu müssen.

An der Barbara-Glocke ist sofort zu bemerken, dass Glocken nicht nur Instrumente sind, sondern oft zugleich Kunstwerke, die auch dem Auge etwas zu bieten haben. Auf der Vorderseite der Glocke findet sich eine Darstellung der Kreuzigung, darüber verläuft die Glockeninschrift in erhabenen Kleinbuchstaben: »Barbara heiße ich alle die mich zein [ziehen] und hören

Dr. Hartmut Kühne, Theologe, ist Wissenschaftlicher Assistent an der Theologischen Fakultät der Humboldt Universität Berlin.

zeint [sind] zeelig [seelig]. Anno domini Mc CCCCc XVIII [im Jahre des Herrn 1518]«. Zwischen den Zahlzeichen und unter der umlaufenden Inschrift befinden sich insgesamt 13 kleine Reliefs. Einige dieser Reliefs sind Rundbilder, die speziell für die Glockenzier hergestellt wurden, wie z.B. die Darstellung der Verkündigung an Maria oder die Darstellung der Anbetung des Jesuskindes durch die Heiligen Drei Könige, die sich in der Inschrift vor dem »anno« finden.

Zwischen beiden Medaillons sieht man aber ein kleines Relief, das eine Monstranz darstellt, ein liturgisches Gefäß, in dem die in der Messe geweihte Hostie sichtbar auf dem Altar ausgestellt wurde. Max Kühnlein, der 1907/08 einen Aufsatz über die Barbara-Glocke publizierte, hielt dieses Relief noch für ein Sakramentshäuschens. Tatsächlich handelt es sich aber um ein Pilgerzeichen aus dem mecklenburgischen Sternberg, wo 1492 wegen eines angeblichen Hostienfrevels 27 Juden zum Tode verurteilt wurden. Die Propagierung des Kultes der blutenden Hostien und ihrer Wunderkraft machte Sternberg rasch zu einem aus Norddeutschland und Dänemark stark besuchten Wallfahrtsziel. Als Spuren dieser Wallfahrtsbewegung sind gegenwärtig etwa 20 Abgüsse des Sternberger Pilgerzeichens auf Glocken in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Dänemark bekannt.

Neben dem Sternberger Pilgerzeichen finden sich noch zwei weitere Pilgerzeichenabgüsse auf der Barbara-Glocke. Das eine zeigt einen bärtigen Ritter in Rüstung mit Fahne und Schwert. Dieses Zeichen stammt aus Neuss am Niederrhein, wo der hl. Quirinius, den das Pilgerzeichen darstellt, verehrt wurde. Quirinius soll als römischer Soldat im zweiten Jahrhundert das Martyrium erlitten haben. Seine

Gebeine kamen um das Jahr 1000 nach Neuss. Die weite Verbreitung seines Kultes scheint mit der räumlichen Nähe zu Aachen zusammenzuhängen, das im Spätmittelalter alle sieben Jahre zur »Aachenfahrt« von Pilgern aus ganz Mittel- und Nordeuropa besucht wurde. Aus dem niederrheinischen Raum stammt auch das dritte Pilgerzeichen. Es stellt die Büste eines Bischofs dar, der in der Linken einen überdimensionalen Schlüssel hält und in der Rechten einen Bischofsstab, dessen Spitze einem Drachen in das Maul gestoßen wird. Es handelt sich um den hl. Servatius von Maastricht, dessen Kirche besonders während der Aachenfahrt von zahlreichen Wallfahrern aufgesucht wurde.

Einiges über Pilgerzeichen

Die Herstellung von Pilgerzeichen geht auf das 12. Jahrhundert zurück. Schon im 11. Jahrhundert hefteten sich die Besucher von Santiago de Compostela die als Santiagomuschel bekannten Muschelschalen an ihre Kleidung. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wurden zuerst an bedeutenden Kirchen an den Santiagowegen (u.a. in Tours, Rocamadour, St. Leonard de Noblat) Metallgüsse aus einer Blei-Zinn-Legierung hergestellt, die mit Ösen zur Befestigung am Hut oder Mantel versehen waren. Grund für die Entstehung dieser Metallmarken könnte sein, dass seit dem 11. Jahrhundert Besucher Roms, Jerusalems und Santiago de Compostelas unter den Schutz des kirchlichen Rechtes gestellt waren. Pilger wurden so etwas wie »Geistliche auf Zeit«. Die ersten Pilgerzeichen dienten wohl vor allem dazu, diese besondere Rechtsstellung deutlich sichtbar zu machen. Auch der Anspruch auf materielle Unterstützung während einer Pilgerfahrt – etwa durch Unterkunft in einem Hospital – ließ sich durch die Pilgerzeichen demonstrieren. Zugleich waren die Pilgerzeichen aber auch nach vollendeter Wallfahrt Erinnerungsstücke, Gegenstände der Verehrung oder Segensträger im Alltag.

Die Pilgerzeichenproduktion war bis zum Ende des 13. Jahrhunderts nur an den großen Pilgerzentren üblich. Im 14./15. Jahrhundert nahm die Zahl der Kirchen, an denen Pilgerzeichen vertrieben wurden, stark zu. Zugleich veränderte sich auch ihre Gestalt. Die frühen Pilgerzeichen, sogenannte Flachgüsse, waren massive Güsse mit Darstellungen im Flach-

relief. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts traten an ihre Stelle durchbrochene, filigranere Arbeiten, sogenannte Gittergüsse.

In Deutschland haben sich mittelalterliche Pilgerzeichen selten im Original erhalten. Wo sie als archäologisches Fundgut in größerer Zahl auftauchen, handelt es sich immer um Funde im Schlamm von Flüssen oder Seen, wo sie vor Sauerstoff geschützt überdauert haben. Ein umfangreicher Fund dieser Art wurde in der Nähe des ehemaligen Klosters Seehausen gemacht und befindet sich im Bestand des Kulturhistorischen Museums Prenzlau.

Häufiger sind mittelalterliche Pilgerzeichen in Deutschland als Abgüsse auf Glocken überliefert. Die als Schmuckelement oder vielleicht auch als Segensbringer auf Glocken abgegossenen Pilgerzeichen wurden in den

gend ohne ihre Herkunft bestimmen zu können.

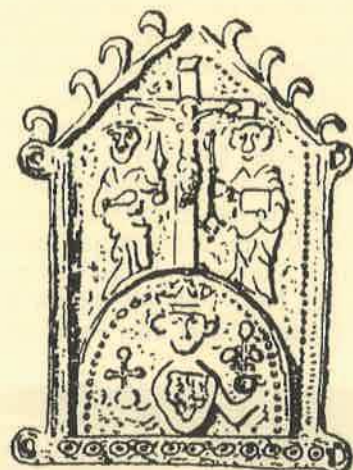
Der Zweite Weltkrieg brachte einen großen Verlust von Glocken mit sich, die für die Rüstungsindustrie eingeschmolzen werden sollten. Die von den Türmen genommenen Glocken wurden penibel registriert, so dass diese geplante Vernichtungsaktion zugleich den Grundstein für eine Kartei deutscher Glocken lieferte, die sich als Deutsches Glockenarchiv im Bestand des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg befindet. Seit Beginn der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts sammelte Kurt Köster Nachweise über mittelalterliche Pilgerzeichen, die zum überwiegenden Teil noch unpubliziert nach dem Tode Kösters 1986 als Zentrale Pilgerzeichenkartei ebenfalls in den Bestand des Germanischen Nationalmuseums kamen und dort benutzt werden können. Der Verfasser ist



Pilgerzeichen aus Maastricht |

Lehm der Gussform eingedrückt. Beim Gießen der Glocke wurde die Blei-Zinn-Legierung durch die Glockenspeise ausgeschmolzen. Zurück blieb ein Abguss in der beständigeren Bronze.

Dass es sich bei vielen Reliefs auf spätmittelalterlichen Glocken um Abgüsse von Pilgerzeichen handelt, hat zuerst der dänische Glockenforscher Frederic Uldall 1906 entdeckt. Durch Uldall waren einige Heimatforscher und Glockenkundler ebenfalls auf diese Zeichen aufmerksam geworden. Zu ihnen gehörte auch Friedrich Wolff, der 1920 eine märkische Glockenkunde veröffentlichte und darin zahlreiche Pilgerzeichen beschrieb, überwie-



Pilgerzeichen aus Sternberg |

gegenwärtig bemüht, diese Bestände und Neufunde unter der Adresse <http://www.pilgerzeichen.de> der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Spuren Brandenburger Wallfahrer auf heimischen Glocken

Eine weite Reise hatte ein Pilgerzeichen hinter sich, bevor es 1476 auf der heute noch am Ort befindlichen Glocke in Protzen (Kr. Ostprignitz-Ruppin) abgegossen wurde. Es zeigt einen stehenden Heiligen in Pilgerkleidung, mit Pilgertasche, den Pilgerstab in der linken und einen Rosenkranz in der rechten Hand. Auf der



*Pilgerzeichen mit der Darstellung
Johannes des Täufers aus Werben/
Elbe, gefunden im Oberuckersee,
heute im Kulturhist. Museum
Dominikanerkloster Prenzlau*



*Pilgerzeichen aus St-Josse-sur-mer (Hl.
Jodocus) in Protzen (Foto: R. Oefelein)*



*Pilgerzeichen aus Trier (Hle. Maternus
und Matthias) in Manker
(Abguss und Foto: R. Oefelein)*

dünnen Standleiste sind noch rechts und links je eine Öse zu erkennen. Es handelt sich um den hl. Jodokus, einen bretonischen Königssohn des 7. Jahrhunderts, der auf die Krone verzichtete und Mönch wurde. Seine Gebeine wurden Ende des 10. Jahrhunderts wiederentdeckt und im Kloster St-Josse-sur-mer in der Picardie verwahrt. Der hl. Jodokus galt neben dem hl. Jakobus d. Ä. als Schutzpatron der Pilger und sein Kloster war im Spätmittelalter eine europaweit

besuchte Pilgerstätte. Auf derselben Glocke findet sich ein Pilgerzeichen mit der Büste eines bärtigen Bischofs. Es handelt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit um ein Maastrichter Pilgerzeichen, das aber – anders als der Abguss in Eberswalde – nur die Büste des Servatius ohne Bischofsstab, Schlüssel und Drachen darstellt. Ähnliche Maastrichter Pilgerzeichen finden sich ebenfalls auf den Glocken von Prietzen (Kr. Havelland) und in einem besonders gelungenen Abguss,

der auch die drei Befestigungsösen gut abbildet, in Zichow bei Gramzow. Die mit zahlreichen Reliefs verzierte Glocke in Prietzen trägt den Abguss eines ähnlichen Jodokuszeichens wie in Protzen.

Wer sich die Pilgerzeichen auf der Glocke in Protzen anschaut, sollte auch in den Nachbardörfern Manker und Barsikow Station machen. Auf der großen 1513 oder 1514 gegossenen Glocke in Barsikow finden sich zwei Pilgerzeichen: das uns schon bekannte Monstranzzeichen aus Sternberg und ein Pilgerzeichen, das aus drei unterschiedlich großen, übereinander angeordneten Kreisen besteht. Im unteren großen Kreis befindet sich eine Darstellung mit der Beweinung Christi, das mittlere kleine Kreisfeld ist leer und der obere Kreis zeigt rechts und links jeweils einen Geistlichen, die ein über einer Stange hängendes Kleid ausbreiten – ein Aachener Pilgerzeichen. Das obere Bildfeld stellt die »Weisung« des Marienkleides dar, das alle sieben Jahre zur »Aachenfahrt« gezeigt wurde. Das mittlere leere Bildfeld hatte ursprünglich ein Spiegelchen enthalten, das mit kleinen Metallzungen befestigt wurde. Diese Zeichen wurden bei der Heilumsweisung von den Wallfahrern in Richtung der Reliquien gehalten und sollten deren Segenskraft einfangen. Man nennt sie auch Spiegelzeichen. Die unteren



*Nicht identifiziertes Pilgerzeichen
in Metzelthin
(Abguss und Foto: R. Oefelein)*

Bildfelder der Aachener Spiegelzeichen variieren in den Bildthemen.

Neben der Beweinung Christi kommt auch die thronende Maria mit dem Jesuskind vor, wie man auf einem Glockenabguss in Dedelow, Landkreis Uckermark sehen kann. Neben dem Aachener Spiegelzeichen findet sich auf der Glocke in Dedelow noch ein weiteres Pilgerzeichen: ein großer Rundrahmen, der von drei Türmchen bekrönt wird. Im mittleren Türmchen findet sich wieder ein leeres rundes Bildfeld – ebenfalls bestimmt für einen Spiegel. Im großen runden Bildfeld sieht man die Heiligen Drei Könige von links kommend dem rechts auf dem Schoß Marias sitzenden Jesuskind huldigen. Es handelt sich um ein Pilgerzeichen aus Köln, in dessen Domkirche die Gebeine der Heiligen Drei Könige verehrt wurden. Seitdem ab etwa 1400 auch in Köln wie in Aachen die wichtigsten Reliquien bei einer Heilumsweisung gezeigt wurden, gab es auch dort die Produktion von Spiegelzeichen.

In Manker tragen zwei der drei Glocken Abgüsse von Pilgerzeichen. Die erste, heute auf dem Glockenstuhl nach Norden hängende Glocke zeigt den Abguss eines Pilgerzeichens aus dem Matthiaskloster in Trier: auf einem Pferd reiten der hl. Apostel Matthias, hinter ihm – im Damensitz – der hl. Maternus. Im Matthiaskloster waren im Jahr 1127 die Gebeine des hl. Matthias »gefunden« worden, wodurch sich das Kloster als einzige Kirche diesseits der Alpen rühmen konnte, ein Apostelgrab zu besitzen.

Haben wir bisher vor allem Spuren zu entfernteren Wallfahrtskirchen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gefunden, so begegnet uns auf der zweiten Glocke in Manker auch die mittel- und norddeutsche Wallfahrtslandschaft. In der Inschriftenleiste finden sich mehrere Abgüsse von Pilgerzeichen aus Wilsnack, die drei Hostien in Form eines gegenständigen Dreiecks zeigen, das mit einem Dreieck hinterlegt ist. Die beiden oberen Hostien werden von je einem Kreuz bekrönt. Auf den drei Hostien werden die Passion Christi mit den Szenen der Geißelung und der Kreuzigung und die Auferstehung dargestellt.

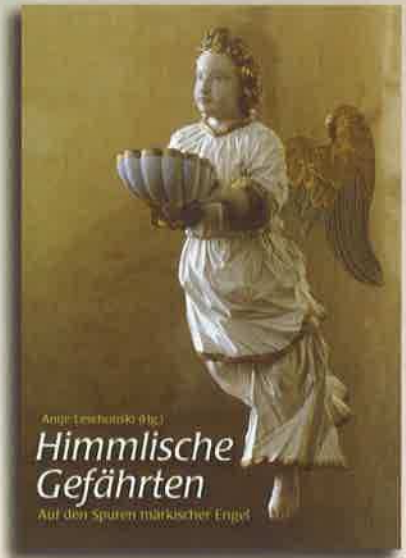
Auf der Glockenflanke sind weitere vier Pilgerzeichen abgegossen: Gleich zweimal finden wir unter einem krabbenbesetzten Spitzgiebel die stehende Gestalt Johannes des Täufers, der in seiner linken Hand eine Scheibe mit der Darstellung des Agnus Dei

(Lamm Gottes) hält. Es ist erst jetzt gelungen, dieses Pilgerzeichen einem Herkunftsort zuzuweisen: der Johannerkirche in Werben/Elbe. Ihre Funktion als Wallfahrtskirche erhielt diese Kirche wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Wallfahrt nach Wilsnack, denn Werben war die wichtigste Fährstation für die über Magdeburg nach Wilsnack reisenden Pilger. Ein weiteres Pilgerzeichen zeigt unter einem krabbenbesetzten Giebel eine dreifigurige Kreuzigungsgruppe im oberen Feld. Darunter wird in einem halbkreisförmigen Feld die gekrönte Büste eines Königs mit dem Reichswappen des einköpfigen Adlers dargestellt. Der dargestellte König ist Lothar von Supplinburg, der Gründer der Stiftskirche in Königsutter bei Braunschweig, wo im 15. Jahrhundert am Peter- und Paulstag (29. Juni) eine vielköpfige Menschenmenge zusammenströmte, um die bedeutenden Ablässe des Klosters zu gewinnen.

Hier wurden auch diese Pilgerzeichen verkauft. Ein Zeichen aus Königsutter ist u.a. auch auf der großen Glocke in Metzelthin, Kr. Uckermark abgegossen. Als viertes Pilgerzeichen finden wir in Manker ein bisher noch nicht identifiziertes Pilgerzeichen: der Rahmen wird von einer Kapellenarchitektur gebildet, die Fußleiste und die Wände sind als breite Inschriftenleiste gestaltet, die aber nicht mehr zu lesen ist. Das Dach wird außen von zwei Kreuzchen bekrönt und trägt einen kleinen Turmaufsatz. In dem Kapellchen steht offenbar eine Marienfigur mit dem Jesuskind auf dem Arm. Der Abguss eines identischen Zeichens befindet sich auf der Glocke von Stölln, Kr. Havelland. Das Zeichen scheint – auch durch die Zusammenstellung mit den anderen Zeichen aus Wilsnack, Werben und Königsutter – von einem Marienwallfahrtsort der Region zu stammen, evtl. aus Tangermünde, wo eine Marienkapelle vor der Stadt seit 1423 von sich reden machte und an der nachweislich Pilgerzeichen verkauft wurden.

Es finden sich noch auf zahlreichen anderen Glocken von brandenburgischen Dorfkirchen Pilgerzeichenabgüsse, so etwa in Falkenhagen, Kr. Prignitz, in Gramzow, Kr. Uckermark oder in Schönberg, Kreis Ostprignitz-Ruppin, und in vielen anderen, die hier nicht dargestellt werden können. Insofern soll dieser Beitrag auch eine Einladung sein, sich selbst auf die Spurensuche nach Relikten mittelalterlicher Wallfahrten auf märkischen Kirchenglocken zu begeben.

Engel am Weg



Antje Leschonski (Hg.)

Himmliche Gefährten

Auf den Spuren märkischer Engel

64 Seiten, gebunden,

28 farbige Abbildungen

€ 9,80; sFr 18,10; € (A) 10,10

ISBN 3-88981-165-5

Die Engel: bäuerlich-heiter, trotzig, melancholisch, manchmal drall, manchmal lädiert, üppig farbenfroh und bisweilen auch karg wie die umgebende Landschaft. In dem schönen Bildband finden sich vergessene und verwundete Engel aus märkischen Kirchen mit bewegenden und bewegten Geschichten.

Bestellungen an den Buchhandel oder:

Wichern-Verlag

Telefon (030) 28 87 48 10

info@wichern.de

Anzeige

Wilfried Sitte

Restaurierung des Paradiesgartens

Die mittelalterlichen Wandmalereien der Burgkapelle zu Ziesar



Burghof: Kapelle mit Torhaus und ehem. Palas (Foto: W. Sitte)

Wer auf der A2 von Berlin Richtung Magdeburg fährt, sieht in Höhe der Raststätte Buckautal zur Rechten am Horizont die weiße Spitze eines Turmes aufleuchten. Es ist die Haube des Bergfriedes der Burg Ziesar, die nicht nur aufgrund ihrer Form Bischofsmütze genannt wird.

Denn die Burg, zu deren ältesten Bauteilen jener Bergfried aus dem 13. Jahrhundert gehört, war von der Mitte des 14. Jahrhunderts an rund 200 Jahre lang die ständige Residenz der Brandenburger Bischöfe. Heute sind noch die Kapelle, das Torhaus, das Hauptgebäude und der Ostflügel der bischöflichen Wohn- und Repräsentationsgebäude erhalten.

Als nach der Reformation die Bischöfe hier ausziehen mussten, nutzte man die Gebäude der Burg als Witwensitz, als Wirtschaftsdomäne, später als Maschinen-Traktoren-Station und zuletzt als Schulinternat. Die Kapelle diente bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts als Kirche der reformierten Gemeinde, wurde anschließend unter anderem als Lagerhaus und Getreidedepot verwendet und fand erst 1952 wieder einen kirchlichen Nutzer: die katholische Gemeinde der Stadt.

Im Hauptgebäude der Burg befindet sich jetzt das Amt Ziesar. Die Räume des ehemaligen bischöflichen Pa-

lastes werden zukünftig das Museum beherbergen.

Die Kapelle prägt das Erscheinungsbild der ganzen Anlage. Dem Innenhof der Burg wendet sie eine repräsentative Schmuckfassade zu. Durch ein prächtiges Portal betritt man den vierjochigen, unregelmäßigen Rechtecksaal. Eine schmale, steile Treppe führt hinauf auf die Westempore, wo ehemals die Bischöfe ihren Platz hatten. Vermutlich um den Emporenfußboden zu erwärmen, war der Raum darunter – die heutige Sakristei – beheizbar. An der Wand, die ihn vom Kirchenraum trennt, erkennt man eine Sitznische für den Landesherren. Von dieser »Bischofsloge« konnte man über die Nordempore und einen Verbindungsgang des Torgebäudes und weiter durch ein einfaches Treppenhaus in den Palas gelangen.

Schon seit etlichen Monaten sind auch in der Kapelle Restauratoren am Werk, um einzigartige Kunstschatze vergangener Epochen zu retten, zu bewahren und wieder sichtbar zu machen.

In der Ostwand der Kapelle ist ein Kalksteinrelief mit fünf thronenden Heiligen eingelassen. In der Mitte erkennt man Petrus mit Doppelschlüssel und Tiara. Zu seiner Rechten sitzen Paulus mit dem Schwert und Ägidius

Wilfried Sitte ist freischaffender Restaurator

mit der Hirschkuh, zur Linken Andreas mit dem Schrägkreuz sowie der heilige König Sigismund mit Krone und Reichsapfel. Zu Füßen der Figuren zieht sich eine lateinische Inschrift hin – in deutscher Übersetzung lautet sie: »Im Jahre des Herrn 1470 hat der ehrwürdige Vater in Christus und Herr, Herr Dietrich, 37. Bischof der Kirche von Brandenburg, diese Basilika erstmals durch eine fromme Stiftung erbaut und zu Ehren der hier in Stein gehauenen Heiligen gottfürchtig geweiht. Betet für ihn.« Flankiert wird der Schriftzug vom Brandenburger Stiftswappen der gekreuzten Schlüssel und dem Familienwappen jenes Bischofs Dietrich von Stechow mit drei



Der Restaurator W. Sitte

blumenbesetzten Streifbändern. Der jetzige Altar in der Mitte des Ostjochs entspricht nicht der ursprünglichen Anlage, einem Tisch direkt an der Wand unter dem Relief.

In die alte Sakramentsnische der Ostwand ist ein modernes Tabernakelgehäuse eingebaut. Das große Kruzifix über dem Altar kam erst 1952 hierher – um 1510 war es für ein Nonnenkloster in Weißenfels geschnitten worden. Die spätgotische Mondsichelmadonna ist eine Leihgabe

der Kirchengemeinde Rogäsen. Denn von der originalen mittelalterlichen Ausstattung ist nichts erhalten geblieben – schließlich wurde der Kirchenraum lange von den eher bilderfeindlichen Reformierten genutzt. Die Calvinisten übertünchten auch die Wandmalereien der Kapelle, den vielleicht größten Kunstschatz des Gotteshauses.

Wohl schon zur Weihe 1470 war der Raum repräsentativ ausgemalt. Die weißen Wände kontrastierten mit grauen, grünen und roten Flächen. Gewölberippen, Bündelpfeiler und Konsolen waren rot und schwarz gehalten. Weiße Fugenstriche gliederten die Farbflächen. Die Scheidbögen der Emporen zierten – so konnte nachgewiesen werden – rote Rankenmotive. Aus den Mündern gemalter Gesichter in den Gewölbezwickeln ragten Tonröhren zur Entlüftung des Raumes. In den drei Nischen unter der Nordempore stellte man (von Ost nach West) eine Strahlenkranzmadonna, die Wurzel Jesse und einen weiteren, nicht näher bestimmbareren Stammbaum dar. Einzig diese Bilder der Nordwand sind auch von jener ersten Raumfassung erhalten geblieben, denn bald schon wurde die Kapelle erneut in weitaus prunkvollerer Farbigkeit ausgestaltet.



Strahlenkranzmadonna, um 1470. Zustand nach Abschluss der Restaurierung 2004. (Foto: W. Sitte)

Die Gewölbezonen schmückt nun eine illusionistische Maßwerkbemalung, während sich über alle Wandbereiche diffiziles, grün-monochromes Rankenwerk mit farbenprächtigen Blüten ausbreitet. Ein gemalter Vorhang schließt die Bildflächen im Sockelbereich nach unten ab. Täuschen die Maßwerkmotive eine reichere Architektur des Baus vor, so suggeriert jener vegetabile Wandschmuck einen Naturraum, deu-

tet die Kapelle als eine geöffnete Laube im Paradiesgarten. Welchen Wert man dieser künstlerisch höchst qualitätvollen und handwerklich gediegenen Ausmalung beimaß, zeigen die kostbaren Materialien. Die Edelsteinpigmente Azurit und Malachit wurden hier ebenso verwandt wie das seltene und kostbare Pigment Zinnoberrot.

Schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte man wiederholt versucht, diese bedeutenden Wandmalereien unter der »kalvinistischen Tünche« freizulegen und zu konservieren. Aber erst als der Raum 1952 wieder sakral genutzt wurde, konnte die Ausmalung unter Leitung des Hallenser Restaura-



Gesicht im Gewölbezwickel des westlichen Jochs. Malerei um 1470. Zustand während der Freilegung. (Foto: W. Sitte)

tors Lemke grundlegend wiederhergestellt und erneut ein geschlossener Raumeindruck geschaffen werden.

Weil wieder Schäden sichtbar wurden, erhielt ich 1995 den Auftrag, an den Wandmalereien erste Untersuchungen vorzunehmen. Als dann von 1999 bis 2002 der Zustand der Ausmalung umfassend untersucht wurde, zeigte es sich, dass ihre historische Substanz bereits in hohem Grade geschädigt war. Nur eine grundlegende Restaurierung konnte den Verfall noch aufhalten und die wertvollen Malereien für zukünftige Generationen bewahren.

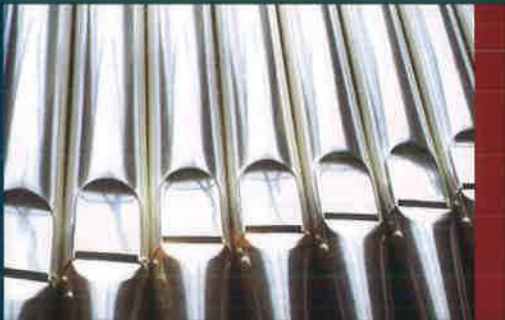
Mir wurde die restauratorische Leitung bei den derzeitigen Umbau- und Sanierungsmaßnahmen der Burg Ziesar übertragen. Seit 2002 restaurieren wir auch die Malereien der Kapelle. Von Osten her haben wir uns nun bis ins dritte Joch »vorgearbeitet«. Jeder

Besucher kann momentan die frisch restaurierten Teile mit dem noch »unbearbeiteten« Zustand im Westen des Raumes vergleichen. Dort hat sich die Putzschicht vielerorts vom Mauerwerk gelöst und liegt hohl. Herabgefallene Teile der Malerei finden sich immer wieder als Zeichen des Verfalls auf dem Fußboden. In den Randbereichen ist die originale Malerei großflächig überputzt. Über die stark verschmutzte Oberfläche der Ausmalung verteilen sich mehr oder weniger tiefe Kratzer von den Freilegungen des 19. Jahrhunderts, die bis in die Putzschicht reichen. Sie stören den optischen Eindruck ebenso wie die weißen Kalkschleier, die sich an vielen Stellen gebildet haben und durch ihre hohe Oberflächenspannung die darunter liegenden Schichten gefährden. Auch haben sich derweil die Pigmente chemisch verändert: In den blau bemal-



*Maßwerkmalerei im mittleren Gewölbe.
Malerei um 1500. Zustand vor Beginn
der Restaurierungsmaßnahme 2000.
(Foto: W. Sitte)*

DIE KLASSISCHE DEUTSCHE ORGEL





SCHUKE

Orgelbau seit 1820

Alexander Schuke Potsdam Orgelbau GmbH
Otto-Lilienthal-Str. 33 · 14542 Werder/Havel
Tel. 03327 / 5711-0 · Fax 03327 / 5711-29 · www.schuke.de

ten Flächen schlägt das Azurit ins Grüne um, Zinnober und Mennige verbräunen, so dass ehemals leuchtend rote oder orangefarbene Flächen nun stumpf und dunkel erscheinen. Ziel der Restauration ist es, die historischen Putze, Wandfassungen und Malereien dauerhaft zu erhalten. Dazu müssen die Oberflächen gereinigt, die Putzschicht gekittet und Putz- wie Malschicht verfestigt werden. Teile der Bemalung sind auch noch freizulegen. Nach Abschluss dieser konservatorischen Arbeiten schließt eine Retusche wieder das optische Erscheinungsbild.

Die Kapelle ist kein Bestandteil des künftigen Museums. Somit muss die Maßnahme ausschließlich über Spenden- und Fördermittel finanziert werden. Durch die Unterstützung vieler Besucher, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Ostdeutschen Sparkassenstiftung, des World Monument Found sowie des Landkreises Potsdam-Mittelmark, des Amtes Ziesar und der Diözese Magdeburg konnten die bisherigen Arbeiten ermöglicht werden. Die Restaurierung der Wandmalerei der Kapelle wird mit Eröffnung des Museums im Frühjahr 2005 noch nicht beendet sein.

Gelingt es uns, die notwendigen Mittel aufzubringen, könnte die Restaurierung 2006 abgeschlossen werden. Deshalb freuen wir auch uns über jede Spende, die uns Besucher vor Ort zukommen lassen.

Jan Feustel

Ein Loch in der Wand für den Herrgott

Sakramentsnischen in märkischen Dorfkirchen

Dr. Jan Feustel ist Autor mehrerer Bücher zur Geschichte und Kultur Berlins und der Mark Brandenburg

Sehr genau muss man schon hinschauen, um bei einem Besuch der romanischen Dorfkirche in Münchehofe auf dem Barnim die kleine Nische in der nördlichen Apsiswand nicht zu übersehen: ein einfaches Rechteck, eingetieft ins Mauerwerk, mit Holz ausgekleidet und durch eine alte Tür verschließbar. In ihrer Schmucklosigkeit steht sie gleichsam im Schatten des überaus prächtigen barocken Kanzelaltars, ja selbst die mittelalterlichen Weihekreuze und Freskenreste ziehen hier eher den Blick auf sich als dieses unscheinbare »Mauerloch«.

Wer hingegen die Kirche des Barnimdorfes Basdorf betritt, dem fällt unter den spätgotischen Sterngewölben sofort auf der nördlichen Seite des Chorpolygons ein repräsentativer Aufbau ins Auge: Ein mannshoher Backsteinrahmen in Ziegelstärke umgibt eine große eisenbeschlagene Tür. Den oberen Abschluss bildet ein krabbenbesetzter Wimperg wie bei einem gotischen Portal. Unübersehbar erhebt sich der Aufbau neben dem Altar.

Obwohl sich die beiden Einbauten im Altarbereich der Barnimkirchen so gar nicht ähneln – sowohl die unscheinbare wie die unübersehbare Maueröffnung haben dieselbe Funktion. Es sind mittelalterliche Sakramentsnischen zur Aufnahme geweihter Hostien.

Die offizielle Abendmahlslehre der römisch-katholischen Kirche hatte sich von der Spätantike bis zum Hochmittelalter entscheidend gewandelt. Kirchenvater Augustinus unterschied noch streng zwischen den äußeren Zeichen, den Elementen des Sakraments einerseits und dem geistlichen Inhalt andererseits, auf den diese Zeichen als Symbole hinweisen. Mit der Auffassung, dass das Abendmahl eine Wiederholung des Versöhnungsofers Christi sei, setzte sich auch die Transsubstantiationslehre durch: Die Elemente – Brot und Wein –



Basdorf (Barnim) |

verwandeln beim Messopfer ihre Substanz und werden zu Leib und Blut Christi, wobei allerdings ihre äußeren Eigenschaften erhalten bleiben. Auf dem IV. Laterankonzil 1215 wurde die Transsubstantiationslehre durch Papst Innozenz III. bestätigt.

Wenn nun aber sozusagen Christus selber in der geweihten Hostie präsent ist, dann ist diese auch entsprechend zu ehren. Nun musste aber von alters her in den Kirchen eine oder mehrere konsekrierte Hostien fürs Viatikum zurückgelegt werden, für die Spendung der Eucharistie (wie die geweihten Messgaben kirchenoffiziell genannt wurden) kurz vor dem Tode.

Anfangs in einem Nebenraum deponiert, bewahrte man jenen »Hostienvorrat« seit dem 9. Jahrhundert immer häufiger innerhalb der Kirche in einem besonderen Gefäß auf, der Pyxis, die für alle sichtbar auf der Altarmensa stand oder darüber an einer speziellen Vorrichtung hing (Hängetabernakel). Nun wurde es aber gegen Ende des 11. Jahrhunderts Sitte, auch über das Viatikum hinaus konsekrierte Hostien, die nach der Eucharistiefeier übriggeblieben waren, für eine spätere Messfeier aufzubewahren. Dafür aber reichten die kleinen Pyxiden nicht mehr aus – die Hostien mussten in einem Wandschrein oder -schrank



Klosterfelde (Barnim)



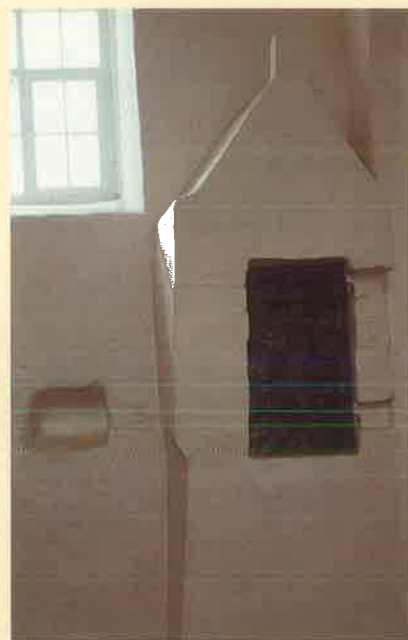
Zixdorf (Teltow-Fläming)



Kaltenborn (Teltow-Fläming)

nahe des Altares deponiert werden. Die erste urkundliche Nachricht von solch einem Wandtabernakel, wie Otto Nußbaum in seiner Monographie von 1979 über die Aufbewahrung der Eucharistie die Sakramentsnischen bezeichnet, stammt aus dem Jahre 1128: In der St.-Urban-Kirche in Köln-Deutz bewahrte man die geweihten Hostien in einer holzverkleideten und verschließbaren Apsisnische auf.

Mit der Herausbildung der Transsubstantiationslehre wurden immer mehr Hostien gestohlen. Einerseits galt der »Leib Christi« als probates magisches Mittel, das die Honigausschüttung eines Bienenstocks erhöhte, die Pest von den Schweinen fernhielt oder



Weddin (Landkreis Wittenberg)

den Gemüsegarten üppiger sprießen ließ. Andererseits sollen Häretiker wie die Katharer, die eine Wandlung der Elemente bei der Messe strikt verneinten, öfters Hostien entwendet und sie »verunehrt« haben. Ergo erließ jenes IV. Laterankonzil auch ein Dekret »Sane«, die Eucharistie fürderhin unter Verschluss aufzubewahren – wozu sich natürlich verschließbare Wandnischen wie jener Deutzer gleichsam anboten. Aber vielerorts zeigten sich die alten Gebräuche zäh, im 13. Jahrhundert und oft auch im ganzen Mittelalter hielt man z.B. in England weithin an den »beweglichen Tabernakelformen« fest. In Deutschland jedoch setzten sich die Sakramentsnische und später das freistehende Sakramentshaus durch – wobei die sicher ins 13. Jahrhundert zu datierenden Exemplare selten sind; schließlich

mussten verschiedene Synoden des 13. und 14. Jahrhunderts erst einmal den Priestern und Gemeinden »vor Ort« das päpstliche Dekret einschärfen. Die sicher zeitlich bestimmbareren Sakramentsnischen in märkischen Dorfkirchen stammen jedenfalls sämtlich aus dem späten Mittelalter – ob man es nun an ihrem reicheren Zierrat erkennt oder der umgebende Kirchbau erst spätgotisch ist. Denn mehr fast als der päpstliche Befehl zur Abschließung des Sakramentes führte der Aufschwung seiner Verehrung zur repräsentativen Ausgestaltung seines Aufbewahrungsortes. – Stichwort Fronleichnamfest! 1264 hatte Papst Urban IV. dieses »Fest des Leibes und Blutes Christi« per Bulle für die ganze Kirche eingeführt, aber richtig auszubreiten begann sich Fronleichnam erst ab 1317, als Papst Johannes XXII. jene Bulle in die sogenannte klementinische Gesetzessammlung aufnahm. Natürlich beförderte solch ein Fest, zu dem auch seit dem 14. Jahrhundert eine große Prozession nebst mitgeführter Eucharistie gehörte, die Sakramentsfrömmigkeit.

Die Wandtabernakel finden sich überwiegend auf der Nordseite der Kirche in Altarnähe – links vom Altar wurde schließlich im Gottesdienst das Evangelium gelesen, rechts die Epistel. Häufig wird solch eine verschließbare Nische – wie auch in Münchehofe – durch eine unverschließbare an der gegenüberliegenden Südseite ergänzt, in der man wahrscheinlich eine Kredenz für die »heiligen Gefäße« für die Messe sehen darf. Dabei ist die Sakramentsnische manchmal vor ihrem Gegenüber sichtlich herausgehoben, wie z.B. im Barnimdorf Klosterfelde, wo jene verschließbare »nördliche Nische« am spätgotisch-runden Chorschluss der Kirche auch höher liegt, näher an den Altar gerückt und damit »sichtbarer« ist als ihr südliches Pendant. Deutliche Erkennbarkeit wenigstens ihres Aufbewahrungsortes war ja zur Verehrung der Eucharistie vonnöten.

Der strengen Forderung von Otto Nußbaum, nur solche verschließbaren Wandnischen als Sakramentsnischen zu bezeichnen, die eindeutige eucharistische Symbole tragen, genügt allerdings kein einziges »Wandtabernakel« in einem dörflichen Gotteshaus Brandenburgs – dazu sind bei allen die Schmuckformen doch allzu karg.

Förderte doch der spröde Feldstein, aus dem die meisten mittelalterlichen Dorfkirchen des Landes gebaut sind, nicht gerade die Zierfreudigkeit. Wenn

keine weiteren Materialien zur Gestaltung verwendet werden, bleibt einer Wandnische als architektonische Gestalt neben dem Rechteck höchstens noch ein einfacher Dreiecksgiebel – wie zum Beispiel im runden Chorschluss der Flämingkirche in Zixdorf links vom Altar.

Sehr rustikal erscheint die »Verzierung« der Sakramentsnische in Kaltenborn bei Jüterbog: In dieser romanischen Feldsteinkirche ist die steinerne Nische an der Chornordwand zwar rechteckig, aber der auskleidende Holzeinsatz spitzbogig geöffnet. Mit dem Beil wurde diese Form aus einem Holzblock herausgehauen. Zweifach ist das Innere der Nische verschlossen: durch ein schmiedeeisernes Gitter und dahinter durch eine einteilige Holztür – wobei die Scheitel der Bögen von Tür und Gitter keinesfalls exakt übereinander liegen.

Anspruchsvoller konnte Ziegelschmuck der Nische gebildet werden: Das Chorpolygon der Basdorfer Kirche, zusammen mit den backsteinernen Gewölben etwa 1480/1500 datiert, lieferte beim Bau genug Backsteinmaterial, um auch das große, beinahe schon schrankähnliche »Wandtabernakel« zu umrahmen. Jedenfalls sind die Krabben auf der wimpergartigen Giebelbekrönung aus denselben Formsteinen gefügt wie die Gewölbe.

Die reichste und feinste Ausarbeitung solchen rahmenden Zierrates lieferte natürlich Steinmetzarbeit in Sandstein. Im Süden Brandenburgs, im Fläming und seinem Vorland, findet man – aus diesem Material gefertigt – die unbestreitbar schönsten Sakramentsnischen des Landes.

Kein Buch oder Inventar über Flämingkirchen verzichtet auf das »Musterexemplar« dieser Art: Die Sakramentsnische in Lobbese ist von einem sandsteinernen Kielbogen (auch Eselsrücken genannt) umschlossen, der seitlich noch zwei Fialen trägt. Die Holztür zeigt noch die alten Beschläge in der typischen »Lilienform«. Die absolute Besonderheit allerdings ist das Sockelstück der Rahmung: In den Sandstein dieser »Türschwelle« sind die Jahreszahl 1518 und die sächsischen Wappen gemeißelt (Rautenkranz und Kurschwerter) – sozusagen die Patronatswappen, denn Lobbese gehörte zur Vogtei, später zum Amt Rabenstein. Damit war natürlich auch der sächsische Landesherr Kirchenpatron.

Während in Lobbese dieses Meißelwerk den bedeutendsten Kunstschatz der Kirche darstellt, geht die

spätgotische Sakramentsnische von Pechüle sozusagen in der überaus reichen mittelalterlichen Ausstattung des Kirchenraumes beinahe unter. Nördlich neben dem Apsisbogen wird die hochrechteckige Mauernische durch ein sandsteinernes Feld mit einem Blendbogen in Eselsrückenform bekrönt. Die eisenbeschlagene Tür darunter ist durch einen Querriegel abgesichert. Interessant erscheint dabei eine kleine, giebelförmig geschlossene und offene Nische in der benachbarten Apsiswand, sichtlich aus deren spätromanischer Bauzeit (um 1250). Es ist natürlich nichts als eine reizvolle Spekulation, in ihr den ursprünglichen schmuck- und »türlosen« Aufbewahrungsort der Eucharistie zu vermuten, bevor in dieser Gegend das Papstdekret »Sane« wirksam geworden war.

Für die Entwicklung der Sakramentsnische zum frei stehenden Sakramentshaus finden sich weder in den Dorfkirchen des Barnim noch im brandenburgischen Fläming Beispiele. Erwähnt sei aber doch ein »ausländisches« Kuriosum des Fläming: Die ro-



Möbiskrige (Oder-Spree; Foto: V. Thie) |

manische Feldsteindorfkirche in Weddin unmittelbar südlich der Grenze zu Sachsen-Anhalt zeigt in ihrem »Innenraum von eindrucksvoll-archaischer Erscheinung« (DEHIO-Handbuch Sachsen-Anhalt II) ein schmucklos-kubisches Sakramentshaus, das auf einem Sockel vor die Wand gemauert ist. Nur wenig ragt der eigentliche Sakramentschrein seitlich über den Sockel hinaus, ein einfacher Giebel mit einer



Pechüle (Teltow-Fläming) |



Lobbese (Teltow-Fläming; Foto: V. Thie) |



Die Brandenburgischen Sommerkonzerte engagieren sich von Beginn an nicht nur für die Musik, sondern auch für den Denkmalschutz und die Denkmalpflege. Alljährlich sammeln die Veranstalter für ein besonders schützenswertes Denkmal oder geben einen Teil aus den Kartenverkäufen für die Denkmalpflege weiter. In diesem Jahr, in dem die Brandenburgischen Sommerkonzerte in ihre 15. Saison gehen, ist der Blick ihrer Gäste ganz besonders auf zwei Kirchen gerichtet. Alt Krüssow wird im Rahmen eines Musikalischen Klostertages von der Stiftskirche Heiligengrabe aus besucht, und für die Dachsanierung der Laubster Kirche werden die Besucher um Spenden gebeten (Spendenkonto: Brandenburgische Sommerkonzerte e.V., Dresdner Bank, BLZ 100 800 00, Konto 951 261 501, Stichwort: Laubst), die dann direkt nach Laubst weitergeleitet werden. Im nächsten Jahr ist dort auch ein Benefizkonzert zugunsten der Kirche geplant.

Nähere Programminformationen erhalten Sie im Internet unter www.brandenburgische-sommerkonzerte.de

Kartenservice

Tel. (0 18 05) 80 57 20

Fax (0 18 05) 80 57 33

E-Mail info@ticketonline.com

klobigen Fiale auf der Spitze schließt ihn ab. Die Datierung in jenem Handbuch »um 1300« würde allerdings bedeuten, dass es sich um eines der ältesten Sakramentshäuser überhaupt handelt, denn eigentlich verbreiteten sich diese »Herrgottshäuschen« erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts; das Sakramentshaus in der Doberaner Klosterkirche, 1360/65 datiert, gilt schon als eines der ältesten deutschen Beispiele seiner Gattung. Die Herausbildung dieser repräsentativeren und besser sichtbaren Form der Hostienverwahrung wird von den meisten Fachleuten in Verbindung gesetzt mit der verstärkten eucharistischen Verehrung. Je mehr sich das Fronleichnamtsfest verbreitete, desto stärker wuchs das Verlangen der Gläubigen, den »Leib des Herrn« anschauen zu können. Ende des 14. Jahrhunderts ist dann in Deutschland sogar eine ständige Aussetzung der Eucharistie zur Verehrung bezeugt.

Den Zusammenhang zwischen Sakramentsverehrung und der Errichtung separierter, turmartiger Sakramentshäuser zeigt sich schon darin, dass die prächtigsten hölzernen »Herrgottshäuschen« märkischer Landkirchen – wie das 3,20 m hohe Sakramentshaus der Dorfkirche zu Uenze – gerade in der Prignitz, also unweit des international bedeutenden Wallfahrtsortes Wilsnack errichtet wurden. Begründete doch ein Hostienwunder die dortige europaweit berühmte Heilig-Blut-Verehrung.

Im Gegensatz zu den Wandnischen befinden sich die hölzernen Sakramentshäuser der Dorfkirchen natürlich oft nicht mehr am ursprünglichen Platze. Das »Herrgottshäuschen« in Möbiskrüge bei Neuzelle, aus einem Eichenstamm gehauen, stand bis 1858 hinter dem Altar – was als originaler Standort schon deshalb zu bezweifeln ist, weil es hier für die Gemeinde praktisch unsichtbar war. Allerdings erfahren wir hier aus der Kirchenchronik, wieso solche Sakramentshäuser in nachreformatorischer Zeit überhaupt erhalten blieben. Zwar galt den Protestanten die Anbetung der Eucharistie als Idolatrie (Götzendienst), aber in den verschließbaren Nischen oder Türmchen konnte man nun materielle Werte im Gotteshaus mehr oder weniger sicher aufbewahren. So wurde in Möbiskrüge – wie auch anderswo – der Sakramentschrein als Gotteskasten für das Kollektengeld genutzt. Was übrigens hier nicht immer ausreichte: 1720 »knackte« ein ortsansässiges Brüderpaar bei einem nächtlichen Kir-



Blönsdorf (Teltow-Fläming)

cheneinbruch das Möbiskruger Sakramentshaus, indem es die Schlösser der eisenbeschlagenen Tür mit der Axt sprengte. Auf solchen Kirchenraub standen allerdings die abschreckendsten Strafen: beide Diebe wurden gerädert. Jedenfalls zeigen Ausbesserungen an den ehemaligen Wandtabernakeln, dass man solchen Tresor im Kirchenraum auch weiterhin wohl gebrauchen konnte: Die schmiedeeiserne Gittertür der backsteingehauenen Sakramentsnische von Gießmannsdorf bei Luckau soll »erst« im 18. Jahrhundert entstanden sein.

Beim Kirchenneubau in Blönsdorf bei Jüterbog blieben vom mittelalterlichen Gotteshaus allein die Seitenwände des Chorraumes erhalten – und mit ihnen die stabwerkgerahmte Sakramentsnische, deren Existenz gleichsam für den mittelalterlichen Ursprung des umgebenden Mauerwerkes zeugt. Oft genug sind die Sakramentsnischen die einzigen Relikte vorreformatorischer Ausstattung unserer Dorfkirchen (schon weil solche Nischen auch Kirchenbrände zu überstehen vermögen).

Auch wenn sie allzu häufig – schmucklos und unscheinbar – von Inventaren, Handbüchern und kulturhistorisch interessierten Kirchenbesuchern übersehen werden, können diese »Wandtabernakel« einen bildlichen Eindruck von den mittelalterlichen Formen der Frömmigkeit geben und christliche Betrachter vielleicht zum Nachdenken veranlassen, was uns Heutigen das Sakrament des Abendmahles bedeutet.

Dunkle Wolken über der spätmittelalterlichen Dorfkirche Königsberg bei Wittstock verheißen nichts Gutes. Seit Ostern 2004 gilt das wertvolle Gotteshaus als einsturzgefährdet; besonders bei Sturmböen ist die Angst im Dorf seitdem groß.

Die Nachricht von der bauaufsichtlichen Sperrung traf die Kirchengemeinde damals völlig überraschend. Die bereits seit Jahrzehnten existierenden Risse, besonders an der Südwand des Kirchenschiffes, waren für die Dorfbewohner fast schon zu einem gewohnten Anblick geworden. Ein in Auftrag gegebenes Baugutachten im Zusammenhang mit einer geplanten Dachneueindeckung erwies dann aber die akute Bedrohung des Gebäudes durch die instabil gewordene Dachkonstruktion. Aus dem bereits für das Osterfest geschmückten Kirchenschiff konnten nur noch die wichtigsten beweglichen Dinge herausgeräumt werden. Seitdem ist der Kirchenschlüssel in sicherer Verwahrung.

Das besonders durch die Schubwirkung der zu zwei Dritteln desolaten Balkenkonstruktion gefährdete Kirchenschiff ist auf Anweisung der Bauaufsicht für jedermann gut sichtbar abgesperrt. Zur Zeit finden Gottesdienste entweder im ehemaligen Pfarrhaus oder, bei größeren kirchlichen Festen, in der Turnhalle des Ortes statt.

Dabei birgt der Innenraum der Königsberger Kirche zahlreiche Überraschungen: Ein hoher Altaraufbau in den Formen der Spätrenaissance mit vier übereinander angeordneten Gemälden und die reich geschmückte Kanzel stammen aus dem Jahr 1631. An den Feldern der Patronatsempore künden 16 Geschlechterwappen von der weitläufigen Verwandtschaft der ehemaligen Patronatsfamilie. Die noch gut spielbare Orgel von 1844 ist immerhin das Opus 1 des Wittstocker Instrumentenbauers Friedrich Hermann Lütkemüller. All dies jedoch – auch der freundlich blickende, pausbäckige Taufengel – bleibt dem Besucher derzeit leider verborgen.



Dorfkirche Königsberg (Ostprignitz-Ruppin)

Viele Beratungen, auch Vororttermine zwischen Kirchlichem Bauamt, Kirchengemeinde, Kirchenkreis, Architekten, Statikern und der Bauaufsicht hat es seitdem gegeben. Das statische Problem, welches die größte mittelalterliche Kirche der Prignitz mit originaler Renaissancenausstattung bedroht, lässt Fachleute schwer zu einer einheitlichen Meinung gelangen, was die Ursache und die Methoden der Schadensbehebung anbelangt. Immerhin ist der mittelalterliche Dachstuhl als Verursacher des Schadens selbst auch ein besonders wertvolles Denkmal alter Handwerkskunst. Sturmwolken bleiben von daher auch zum Jahresbeginn 2005 eine Bedrohung. Die angestrebte Notsicherung steht noch immer aus.

Während des vergangenen Jahres hat sich in Königsberg ein Förderkreis zusammengefunden, der alle am Erhalt der Dorfkirche Interessierten vereint. Er arbeitet der Kirchengemeinde bei dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe aktiv zu und steht unter der Schirmherrschaft von Kara Huber, der Ehefrau des Bischofs der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Mit verschiedensten Aktionen und auch in einer Fernsehsendung wurde schon auf das Problem dieser Kirche hingewiesen.

Die Gemeinde ist auf Hilfe von außen angewiesen, denn der finanzielle Bedarf für die Rettung der Kirche ist erheblich. Sicherungsarbeiten noch in diesem Jahr sind dringend geboten, damit die Königsberger auch bei Sturm und dunklen Wolken wieder gelassen bleiben können.

Für Anfragen und weitere Auskünfte stehen Elisabeth Lau vom Förderkreis, Tel. (03 39 65) 4 01 93 und der zuständige Pfarrer Berthold Schirge aus Papenbruch, Tel. (0 33 94) 72 13 22, gern zur Verfügung.

Spendenkonto

Förderkreis Alte Kirchen

Kto.-Nr. 5199 767 005

BLZ 100 900 00

bei der Berliner Volksbank

Kennwort: Königsberg

Für Spendenbescheinigungen bitte Namen und Anschrift angeben

Dirk Schumann

Die Dorfkirche in Berlin-Dahlem – eine Annenwallfahrtskapelle?



Dorfkirche Dahlem von Norden (Foto: V. Billeb)

Dirk Schumann ist Kunsthistoriker und Bauarchäologe mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Kunst und Archäologie der Mark Brandenburg.

Möglicherweise war der westliche Bereich ursprünglich als Turmjoch geplant und sollte nicht zum Kirchenraum gehören. Genau in diesem Bereich zeigt eine Baunaht, dass der westlichste Teil des ersten Kirchenbaus hier angefügt wurde.

Es ist anzunehmen, dass zu dieser Kirche bereits ein Chor gehörte, der dem heutigen spätgotischen Chor vorausging. Nachgewiesen wurde dieser bisher jedoch nicht.

Alles in allem handelte es sich bei dieser ersten Backsteinkirche um einen relativ kleinen und ungewölbten Kirchenbau, der trotz vollständigen Verzichts auf Formsteine von eleganter Erscheinung gewesen sein muss. Ähnliche Dorfkirchen entstanden im späten 13. Jahrhundert nur wenige, so gleicht der Bau eher märkischen Hospitalkapellen dieser Zeit. Dass die ältesten Teile der Dahlemer Kirche in das späte 13. Jahrhundert gehören, weisen Details der Fenster- und Portalgestaltung sowie von Backstein- und Sockelverbänden nach.

1893 wurden bei Sanierungsarbeiten mittelalterliche Wandmalereien innerhalb des älteren Baus entdeckt. Sie befinden sich direkt auf dem Innenputz und überdeckten ursprünglich auch die radförmig geritzten Weihekreuze, die jetzt an verschiedenen Stellen freiliegen. Diese nur noch schemenhaft erkennbaren Malereien sind der eigentliche Schatz der Kirche. In einer teppichartigen Anordnung wurden verschiedene weibliche und männliche Heilige sowie ausgewählte Passionsszenen dargestellt. Die Bereiche um die ursprünglichen Fenster waren mit Rankenwerk versehen.

Einzigartig ist dabei die Darstellung einer Anna Selbdritt auf der Nordwand, so genannt nach dem Motiv der Mutter Mariens, die gleichzeitig ihre Tochter und den jungen Jesus auf dem Schoß hält. Eine streng gekleidete und mit der Kapuze ihres

Wie viele andere Dörfer verlor auch Dahlem im Jahr 1920 seine Selbständigkeit und wurde Berlin eingemeindet. Heute kündigt nur noch die Kirche von der langen Geschichte des Ortes. Doch während die meisten Berliner Dorfkirchen wie beispielsweise Lichtenberg, Marienfelde oder Tempelhof mittelalterliche Feldsteinbauten sind, besteht der ältere Teil der Dahlemer Kirche vollständig aus Backstein.

Der Ort, dessen aus der Altmark übertragener Name sich von »Tahlheim« ableitet, entstand wahrscheinlich, als die Markgrafen von Brandenburg um 1220 den westlichen Teltow mit einem Netz von Dörfern überzogen. In den schriftlichen Quellen erscheint Dahlem jedoch erst 1375.

Man geht davon aus, dass das Dorf im 14. Jahrhundert als landesherrliches Lehen zum ritterlichen Adelssitz der Familie von Spil wurde. Es muss jedoch schon vorher einen Kirchenbau gegeben haben, dessen Patronat das Stift in Coswig innehatte.

Auch wenn von diesem ersten Bau keine erkennbaren Reste mehr existieren, gibt es noch umfangreiche Teile eines jüngeren Baus aus der Zeit um oder nach 1270. Es handelte sich ursprünglich um einen rechteckigen Saal, der mit seiner Höhe von nicht einmal vier Metern relativ niedrig war.

An der westlichen Nordwand der Kirche lässt sich die ehemalige Gestalt des unverputzten Backsteinbaus mit zwei schmalen Rundbogenfenstern und einem Sockel aus Feldsteinen noch gut erkennen. Dass die eigentlichen Lichtöffnungen der Fenster aus Schlitzfenstern mit einem dreieckigen Abschluss bestehen, ist nur noch von innen zu sehen.

Die alte Traufhöhe, jene Höhe, in der ursprünglich das Dach ansetzte, wird durch einen Putzfries markiert. Das Eingangsportal dieses ersten Kirchenbaus lag auf der Südseite und hat sich nur vermauert erhalten. Über dem zweifach gestuften spitzbogigen Portal saß ehemals ein gemauerter Giebel. Er wurde jedoch bei späteren Umbauten abgeschlagen. Sein Verlauf ist noch im Mauerwerk zu erkennen.

Von den ursprünglichen Fensteröffnungen haben sich hier nur noch Spuren erhalten. Die Fenster lagen an denselben Stellen wie auf der Nordwand, doch waren sie von vornherein etwas breiter ausgeführt worden und besaßen offensichtlich einen spitzbogigen Abschluss. Auffällig ist, dass alle mittelalterlichen Fensteröffnungen dieser ersten Kirche relativ weit im Osten liegen, denn die kleinen Lichtschlitze nahe der Westwand entstanden erst mit dem Einbau der heutigen Empore.



Innenraum nach Osten (Foto: V. Billeb) |

Umhangs bedeckte Frau wendet sich bittend an Anna.

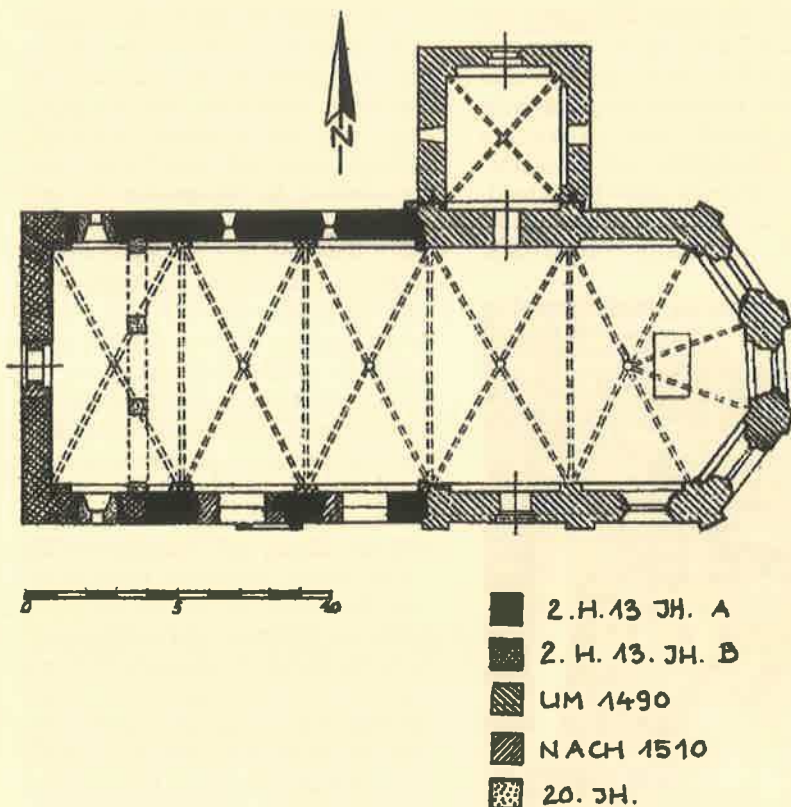
Das ungewöhnliche dieser Darstellung ist heute nur noch schwer zu erkennen. Oberhalb der Bittenden sind

zahlreiche Votivgaben dargestellt, mehrere Krücken, ein Kleid und ringförmige Gegenstände, die vielleicht Gebäck verkörpern sollen. Offensichtlich handelt es sich um die Wiederga-

be eines Kirchenraumes, in dem ein wundertätiges Annenbild verehrt wurde, denn die an den Wänden dargestellten Dinge sind Votivgaben. Sie verkörpern konkrete Wünsche und waren nicht selten mit umfangreichen Zuwendungen verbunden.

Auf Grund dieser Malerei geht man davon aus, daß sich hier ein »wundertätiges« Annenbild befand und die Dorfkirche Dahlem sogar eine der heiligen Anna geweihte Wallfahrtskirche war. So bürgerte sich die Bezeichnung Annenkirche ein, obwohl es in den schriftlichen Quellen keine Hinweise auf dieses Patrozinium gibt. Zwar könnte die relativ frühe Verwendung des Baumaterials Backstein auf eine Funktion weisen, die über normale Dorfkirchen hinausgeht. Doch mit der heiligen Anna lässt sich die frühe Baugeschichte der Dahlemer Kirche sicher nicht verknüpfen, denn Annenkult und damit verbundene Wallfahrt haben erst im 15. Jahrhundert Konjunktur.

Es stellt sich die Frage, ob die Darstellung überhaupt beweist, dass hier ein »wundertätiges« Annenbild existierte. Nicht jede Kirche, in der Votive dargebracht wurden, ist als Wallfahrtskirche zu bezeichnen. Vielmehr handelt es sich um ein allgemeines religiöses Brauchtum, das im Mittelalter vor allem im ländlichen Raum weit verbreitet war. Schließlich ist im



Grundriss mit Bauphasen (Zeichnung: D. Schumann) |

Zuge der Visitation 1541 außer einem eingezogenen Kelch auch kein Kirchengerät für die Kirche in Dahlem vermerkt worden, das auf reiche Stiftungen weisen könnte.

Auch die anderen erhaltenen Malereien geben keinen Hinweis auf eine besondere Stellung der Kirche im Mittelalter. Die Darstellungen sind

nen Meter höher. Hier lässt sich der kniende Christus am Ölberg erkennen, weiter westlich folgt die als »Schmerzmann« bezeichnete Darstellung des seine Wunden vorweisenden Christus. Auf der heutigen Empore sind noch die Reste eines Königs, eines Bischofs und eines bärtigen Mannes mit einer eisernen Halskrause zu erken-

die Malerei Bezüge zum »böhmisch« geprägten Stil des späten 14. Jahrhunderts, doch erinnern Gesamtkonzeption sowie Falten- und Figurenmotive an eine vorangegangene Zeit. Dem stehen schließlich Gestaltungsmomente des 15. Jahrhunderts entgegen, die ihre Entsprechungen in anderen märkischen Wandmalereien dieser Zeit



Wandmalerei (Anna Selbdritt) an der Nordwand



Marienkronung und weibliche Heilige an der Nordwand

eher konventionell. So folgt der Anna Selbdritt eine Marienkronung. Im anschließenden Feld sind zwei heilige Königinnen zu erkennen. Heute verdeckt eine Gewölbevorlage Teile der Darstellung. Ehemals dürften die Frauen zu viert gewesen sein: wahrscheinlich Katharina und Barbara unter den anderen »Virgines Capitaes«.

Ein unbestimmbarer männlicher Heiliger leitete weitere Heiligendarstellungen ein. Die figürlichen Darstellungen der Südwand liegen fast ei-

nen, die diesen wohl als Ritter kennzeichnet. Sie wurden mit Karl IV., dem Bischof Dietrich von der Schulenburg und einem Mitglied der hier ansässigen Familie von Milow verbunden und daraus eine Datierung in die Zeit um 1375 abgeleitet. Doch auch wenn es sich hier um konkrete zeitgenössische Personen handelt, denn sie besitzen keinen Heiligenschein und waren ehemals durch Wappen näher bezeichnet, sind diese wenigen Anhaltspunkte für eine Datierung zu vage. Zwar besitzt

haben. Kommende restauratorische Untersuchungen müssen zeigen, welche Jahrhunderte ihre Handschrift in den Dahlemer Malereien hinterließen.

Im späten 15. Jahrhundert begann schließlich ein repräsentativer Umbau der Dorfkirche, der den Charakter des Gebäudes veränderte. Offenbar wurde dabei auch der Annenkult zurückgedrängt, denn mit dem Umbau verschwanden die Wandmalereien und wurden nicht mehr durch neue figürliche Malereien ersetzt. Augenscheinlich erhielt die Kirche die Funktion einer Eigenkirche der seit 1484 im Ort ansässigen Familie von Spil. Das zeigt auch die spätere Aneignung der Patronatsrechte durch diese Familie.

Eine vom Landesdenkmalamt Berlin durchgeführte dendrochronologische Untersuchung am Dachwerk der Kirche wies nach, dass der Umbau mit der Errichtung des Chorpolygons um 1490 begann. Gearbeitet wurde in einer Mischbauweise, bei der Mauerflächen aus Feldstein und architektonische Details aus Backsteinen bestehen. Fenster- und Portalgewände weisen profilierte Stufungen aus Formsteinen auf. Wo in der gotischen Architektur die Strebepfeiler sitzen, hat man hier – zeitgemäßen Vorbildern folgend – außen nur noch Lisenen ausgeführt

Bau- und Gartendenkmalpflege auf Friedhöfen
Akquisition und Verwaltung von Fördermitteln
Konzeption - Beratung - Dokumentation
Vermittlung von Grabpatenschaften
Führungen und Veranstaltungen

Zum Sterben (zu) schön!

Stiftung Historische Kirchhöfe und Friedhöfe in
Berlin-Brandenburg
KVA Stadtmitte, Neue Grünstraße 19, 10179 Berlin
Tel.: 030-243 495 37, Fax: 030-243 495 33
info@stiftung-historische-friedhoeefe.de
www.stiftung-historische-friedhoeefe.de
Spendenkonto: Berliner Bank
BLZ 10020000, Konto: 3101957907

Stiftung Historische Kirchhöfe und Friedhöfe
in Berlin-Brandenburg



Anzeige

Melzower Sommerkonzerte 2005



»Don Quichotte«

Pfingstsonntag, 15. Mai 2005
um 19.30 Uhr; Kuriose und dramatische
Musik von G. Ph. Telemann; Konzert
mit [elbi'polis] Barockorchester
Hamburg

Abschlusskonzert des Kammermusik- seminars in Melzow

Samstag, 4. Juni 2005 um 19.30 Uhr;
Musikstudenten der Universität der Kün-
ste Berlin musizieren Werke von Bach,
Vivaldi u.a.; Seminar und Konzertlei-
tung: Prof. Christoph Huntgeburth

»Klassik«

Samstag, 18. Juni 2005 um 19.30 Uhr;
Flötenquartette und Trios von W. A.
Mozart und Zeitgenossen; Ensemble
Sanssouci Berlin

Orgelkonzert

Samstag, 23. Juli 2005 um 19.30 Uhr;
An der Lang und Dinse Orgel (1859);
Pavel Cerny (Prag); Werke von J. S.
Bach, Mendelssohn u.a.

Jazzkonzert mit der Band

»Crème Fraîche«

Samstag, 13. August 2005 um 19.30 Uhr;
Titel von D. Brubeck, F. Bramböck, S.
Taylor und Eigenkompositionen

Veranstalter:

Freunde der Melzower Kirche e.V.
Die Konzerte finden in der Melzower
Dorfkirche statt und sind Benefizkon-
zerte zur Restaurierung des wertvollen
Melzower Renaissance-Altars (1610).
Der Eintritt ist frei, um Spenden wird
herzlich gebeten. Im Anschluss an die
Konzerte sind Sie eingeladen zu einem
Glas Wein in der Alten Schmiede neben
der Kirche.



Männlicher Heiliger an der Nordwand



Schlussstein aus der Chorwölbung,
nach 1490

und die Pfeiler als Gewölbevorlagen nach innen gezogen. Zu einer solchen Gewölbeachitektur gehören in dieser Zeit natürlich auch gestaltete Kämpferkonsolen. Doch die vorhandenen Kopf- und Wappenkonsolen stammen interessanterweise nicht mehr aus dem Mittelalter, sondern wurden erst bei den Sanierungen nach 1900 hier eingebracht.

Der Chor, der erst einmal höher als das ältere Langhaus war, erhielt eine provisorische westliche Abschlusswand, deren Spuren heute nur noch oberhalb der Gewölbe zu sehen sind.

Als nächstes führte man den Sakristieanbau aus, der wie der Chor ein Kreuzrippengewölbe mit einem Birnenstabprofil erhielt.

Dieses Rippenprofil ist der entscheidende Unterschied zu den Gewölben des Langhauses, denn diese besitzen nur ein einfaches rechteckiges Profil, das zur Annahme führte, dass die Erhöhung und Einwölbung des Langhauses erst um 1680 entstand. Doch auch hier geben das Dachwerk und die spätgotischen Details der Einwölbung Auskunft über die tatsächliche Bauzeit. Kurz nach dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts müssen die Erhöhung des Schiffes und bald darauf auch dessen Einwölbung

stattgefunden haben. So sind die unterschiedlichen Rippenformen weniger ein zeitlicher oder stilistischer Bruch, sondern vielmehr Zeichen eines sichtbaren Unterschiedes zwischen Laienraum und Chor der Kirche.

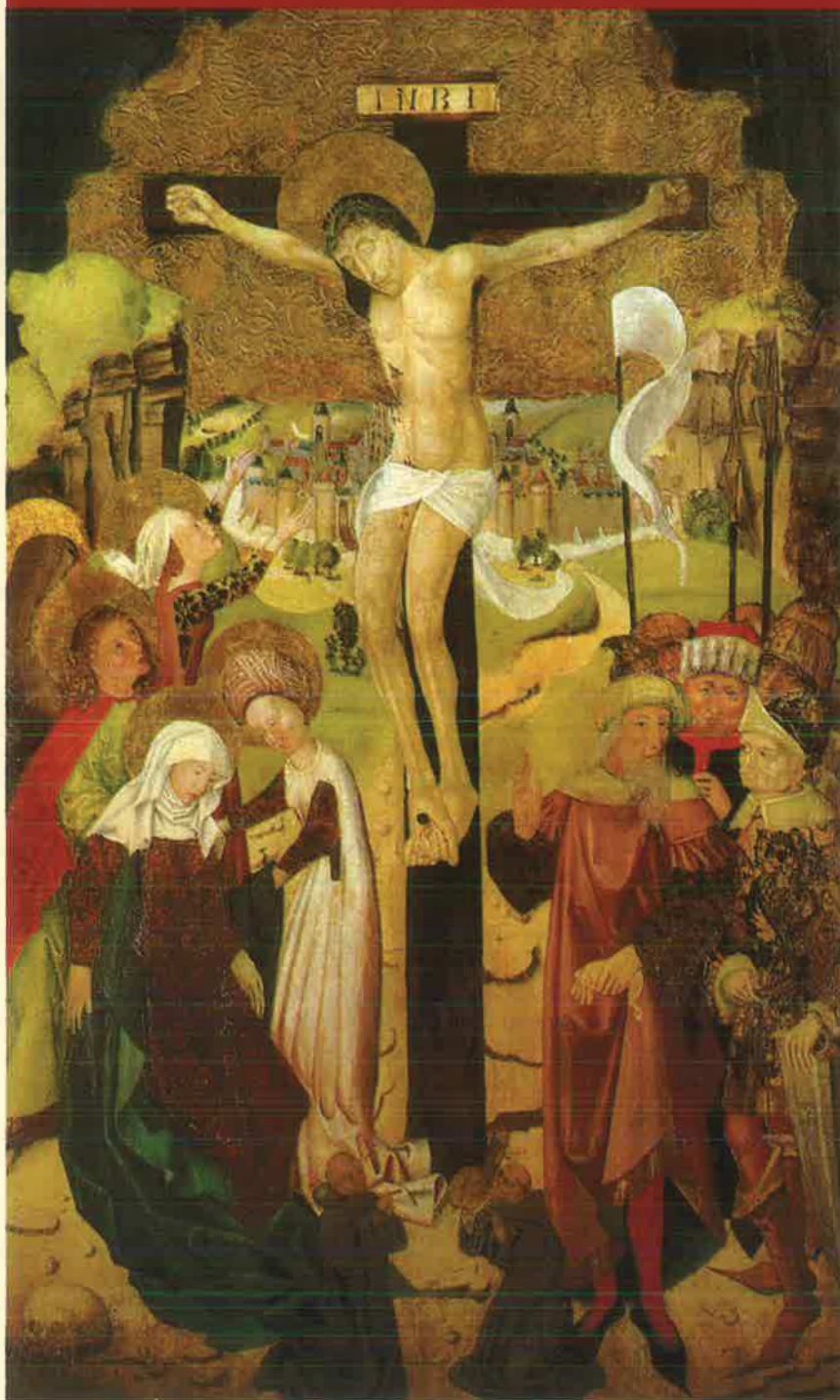
Im Zusammenhang mit der Erhöhung führte man in der Südwand zwei große Fenster aus, die sich schon auf die geplanten Gewölbe bezogen. Da die neuen Fenster bei der Erhöhung des Schiffes in die mittelalterlichen Wandmalereien hineingebrochen wurden, legte man offensichtlich keinen Wert mehr auf diese. In gleicher Weise wurden die Vorlagen der westlichen Gewölbe direkt vor die Malschichten der Malerei gesetzt. Ein aus der Kirche stammendes Glasfenster ist inschriftlich in das Jahr 1518 datiert und weist auf die Ausstattungsarbeiten der bereits vollendeten Kirche.

Auch wenn die 1893 wiedergefundenen Malereien nicht zwangsläufig für die Funktion einer Wallfahrtskirche sprechen, so ist doch die Annendarstellung in ihrer Form einzigartig und illustriert einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Dahlemer Dorfkirche, die auch in ihrer Architektur interessante Besonderheiten aufweist.

Peter Knüvener

Flügelaltar und Kreuzigungsbild

Mittelalterliche Kunstwerke in der Dahlemer St. Annenkirche



Dahlem, Tafelbild (Foto: J. P. Anders) |

Neben den Wandmalereien und den Fragmenten der Farbverglasung gibt es noch zwei mittelalterliche Kunstwerke in der Dahlemer Dorfkirche: ein prächtiges Tafelgemälde, das in sehr qualitatvoller Malerei die Kreuzigung Jesu

darstellt sowie einen Flügelaltar, der heute an der nördlichen Kirchenwand seinen Platz gefunden hat.

Dieser ist gegen 1510/20 entstanden und stand ursprünglich auf dem Altar im Chor. Er hat eine bewegte Ge-

Peter Knüvener, Kunsthistoriker, arbeitet z. Z. an einer Dissertation zur märkischen Skulptur des 15. Jahrhunderts.

schichte hinter sich. Leider verbrannte der originale Schrein mit den vier Flügeln und den qualitätvollen Maleereien in der Manier Cranachs. Die Skulpturen konnten gerettet werden, fielen aber kurz danach z. T. einem Kunstraub zum Opfer. Nach und nach konnten sie jedoch gefunden und zurück erworben werden. Heute werden sie in einem Nachbau des Retabels präsentiert. Die Skulpturen sind gut erhalten, auch in ihrer Farbigkeit. Dargestellt ist im Mittelteil die Kirchenpatronin Anna zwischen einem Bischof und einer Heiligen, während in den Flügeln weitere acht Heilige assistieren – eine einfache und geradezu klassische Altarform. Man kann gelegentlich lesen, dass der Altar in einer sächsischen bzw. Mansfelder Werkstatt gefertigt worden wäre. Die Einflüsse für den Stil dieser Skulpturen sind damit vielleicht benannt, aber in den genannten Orten bzw. Gegenden können dennoch keine direkten Verwandten gefunden werden, wohl aber rund um Berlin. Wer z. B. die Sammlung im Märkischen Museum besucht, dem wird eine Anna Selbdritt aus der Köpenicker Laurentiuskirche ins Auge fallen, die zweifellos aus derselben Werkstatt stammt wie die Dahlemer. Hier besteht noch Forschungsbedarf, allerdings scheint alles darauf hinzuweisen, dass der Dahlemer Altar in der Residenzstadt Berlin selbst gefertigt wurde, die zu dieser Zeit – Anfang des 16. Jahrhunderts – bereits eine wichtige Rolle als kulturelles Zentrum spielte und Künstler aus anderen Gegenden anzog – sicher auch aus Sachsen und Süddeutschland. Dieser Aufschwung spiegelt sich zweifellos auch in den umgebenden Landgemeinden und ihren Kirchen wider, wie die Dahlemer St. Annenkirche deutlich zeigt.

Einige Jahrzehnte älter als der Schnitzaltar ist das Tafelgemälde mit der Kreuzigung.



Dahlem, Flügelaltar (Foto: V. Billeb)

Es gelangte aber erst über Umwege in der Nachkriegszeit in die Dahlemer Kirche, denn es gehörte zum Inventar der kriegszerstörten Berliner Franziskanerklosterkirche, das heute an über zwölf Orten in Berlin und sogar darüber hinaus verstreut ist. Ein Hinweis auf die Herkunft aus dem Grauen Kloster, wie das Franziskanerkloster auch heißt, sind die beiden zu Füßen des Kreuzes knienden Franziskanermönche in ihren charakteristischen grauen Kutten, bei denen es sich vielleicht um die Stifter handelt.

Die Tafel zeigt die Kreuzigung in einer im Spätmittelalter geläufigen Form: Zur Linken unter dem Kreuz sind die Trauernden mit Johannes und der zusammensinkenden Gottesmutter zu sehen, rechts dagegen die Gruppe um den guten Centurio, der aufs Kreuz deutet und Jesus als Gottessohn erkennt. Im Hintergrund sieht man eine weite Landschaft und darin eingebettet Jerusalem in Form einer mittelalterlichen Stadt. Der Himmel ist vergoldet und aufwändig graviert. Auffällig ist die zeitgenössische und modische Tracht des Hauptmanns und seiner Soldaten – gemischt mit orientalischen Elementen wie der turban-

artigen Kopfbedeckung, die ihn als Heiden charakterisiert.

Das Tafelbild gehört sicher zu den bedeutendsten erhaltenen Schöpfungen mittelalterlicher Kunst in Berlin. Man hat versucht, es demselben Maler zuzuschreiben, der auch den Totentanz in der Marienkirche malte. Da jener viel zu schlecht erhalten ist, lässt sich über die Werkverwandtschaft nur schwer ein Urteil fällen, allerdings scheint die Dahlemer Tafel deutlich qualitätsvoller zu sein.

In der Malerei sind Einflüsse von Komposition und Stil der damals in

Nordeuropa vorbildlichen niederländischen Malerei zu beobachten. Zum Beispiel lässt sich die dramatische Komposition von Johannes und Maria auch in Gemälden des Rogier van der Weyden wiederfinden. Ab den 1460er Jahren finden sich Werke in der Mark Brandenburg, die die Kenntnis dieser Kunst verraten. Die Dahlemer Kreuzigung ist allerdings etwa zwei Jahrzehnte später entstanden, wie Vergleiche mit verwandten Kunstwerken und die Ergebnisse einer dendrochronologischen Untersuchung nahe legen.

Gottschalk Baudenkmalspflege GmbH

April 2005 seit 15 Jahren auf dem Markt

Rehmbau
Gewölbebau
Stuckarbeiten
Fachwerksanierung



Bundespreis für Handwerk
in der Denkmalpflege 2002

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark

Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95

www.BaudenkmalspflegeGmbH.de · E-Mail: KGBaudenkmalspf@aol.com

Robert Hacker

Die ersten Radfahrerkirchen in Brandenburg



Einweihung der renovierten Dorfkirche in Glambeck am 2. Januar 2000

Mehr als zwanzig Jahre lang war das idyllische Fachwerkkirchlein von Glambeck am Rande der Schorfheide eine Ruine. Abseits der großen Straßen im Jagdrevier ehemaliger Partei- und Staatsfunktionäre gelegen, führte das winzige Dorf ebenso wie seine »Arme-Leute-Kirche« nur ein Schattendasein. Die Erlösung kündigte sich mit der Gründung des Vereins Denkmale Glambeck e.V. im Jahre 1998 an. Mit der Unterstützung zahlreicher ehrenamtlicher Helfer und unter Einbindung einer Arbeitsfördermaßnahme wurde das Gotteshaus liebevoll restauriert und am 2. Januar 2002 konnte die »erste Kirchenweihe des neuen Jahrtausends« gefeiert werden. Seitdem hat sich die Glambecker Kirche auch als Veranstaltungsort für anspruchsvolle Konzerte, Ausstellungen und thematische Gottesdienste weit über die Region hinaus einen guten Namen gemacht.

Ein ähnliches Schicksal hatte die Dorfkirche von Pinnow, einem Ortsteil von Borgsdorf am nördlichen Stadtrand von Berlin. Der zwischen 1859 und 1862 nach Entwürfen von Friedrich August Stüler errichtete Saalbau mit dem imposanten Ziegturm wurde seit 1971 nicht mehr genutzt, nachdem die Kirchengemeinde ins benachbarte Borgsdorf umgezogen war und für dringend notwendige Reparaturarbeiten Geld und Material fehlten.

Innenraum der Glambecker Kirche mit Ausstellung

Zu Beginn der neunziger Jahre wurde es möglich, das Dach und die Außenhaut des Turmes instand zu setzen. Auch in Pinnow war es dann ein Förderverein, der neues Leben in die alten Mauern brachte. Eine gut besuchte Konzertreihe konnte etabliert und die Restaurierung des Innenraumes begonnen werden. In der Gipsformerei der Staatlichen Museen zu Berlin machte man die Gipsformen der zerstörten Kanzelfiguren ausfindig. Zur ersten Christvesper nach Jahrzehnten konnten am Heiligen Abend 2004 die neu gegossenen Figuren stolz der Öffentlichkeit präsentiert werden. Der Verein hat sich längst neue Ziele gesetzt: eine Reparatur des Altars steht an, der noch aus dem Vorgängerbau stammende Epitaph für Caspar von Klitzing bedarf einer Restaurierung.

Für 2005 haben sich beide Vereine – zunächst unabhängig voneinander – neue Ziele gesetzt. In Glambeck und in Pinnow sollen die ersten Radfahr-

erkirchen des Landes Brandenburg entstehen. Nach dem Vorbild der seit langem bewährten und geschätzten Autobahnkirchen öffnete vor etwa zwei Jahren in Weißnig (Sachsen), nahe Torgau an der Elbe gelegen, die erste Radfahrerkirche Deutschlands ihr Portal, um Wochenendtouristen und Fitnessfanatikern einen Moment der Stille und des Innehaltens zu bieten. In Brandenburg will man nun gleich an zwei Orten nachziehen:

Glambeck mit seinem gepflegten Denkmalensemble – neben der Fachwerkkirche gibt es hier die Ruine eines Rittersitzes, einen alten Eiskeller sowie regelmäßig wechselnde Ausstellungen im restaurierten Taubenturm zu besichtigen – liegt am Radweg Berlin – Usedom sowie am Uckermärkischen Rad-Rundweg.

An der Pinnower Kirche wiederum führt der Radfernwanderweg Berlin – Kopenhagen vorbei. Schon jetzt sind viele der Besucher in der am Wochenende ehrenamtlich geöffneten Kirche Radfahrer. Frank Bergmann vom Förderverein Kirche in Pinnow e.V. stellt sich einen Ort der »anderen Einkehr« vor mit besonderen spirituellen Angeboten: beispielsweise Kurzandachten, ausliegenden Bibeln und einem »Gebets-Gästebuch«. Geplant ist kein profaner Rastplatz; Bergmann spricht von Entschleunigung, Selbst- und Gotteserfahrung, von Natur und Kunst.

Für die Vorsitzende des Vereins Denkmale Glambeck e.V., Heimtraud Eichhorn, die es inzwischen gewohnt ist, Reisebusse mit Touristen zu empfangen und ihnen die Sehenswürdigkeiten des 50-Einwohner-Dorfes zu zeigen, bedeutet das Engagement für das Kirchengebäude auch eine Stär-

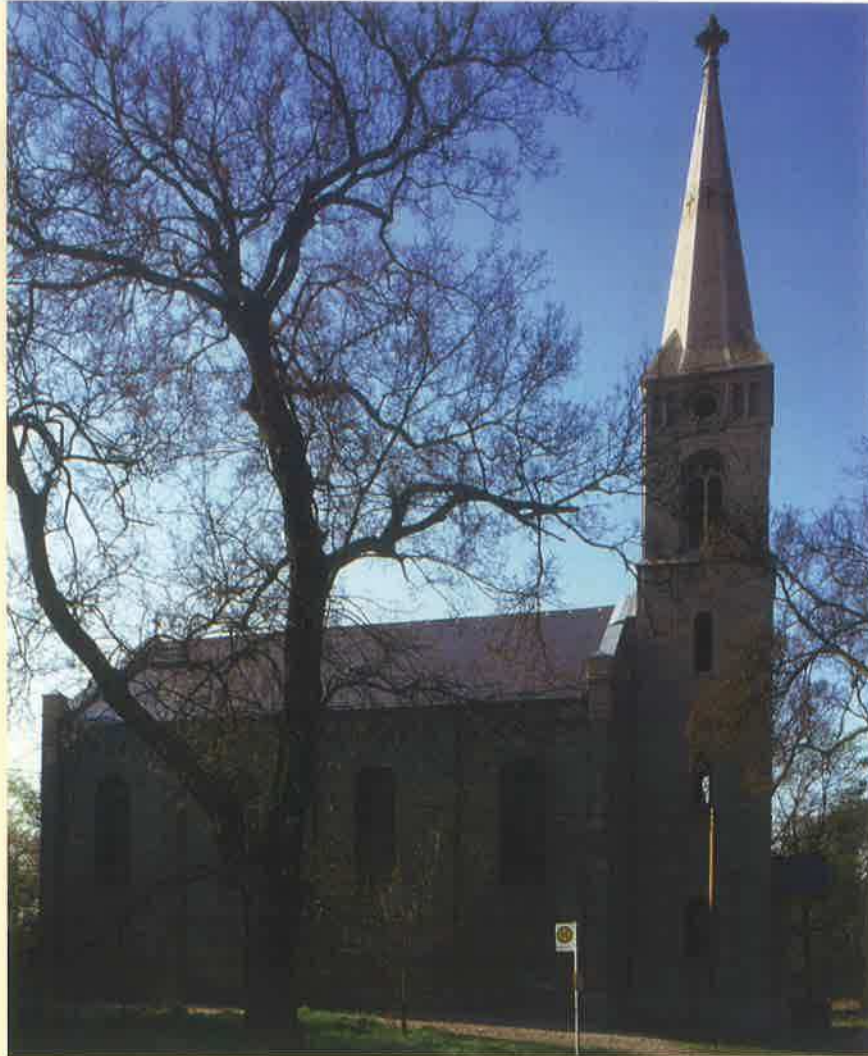


kung der lokalen Entwicklung. Durch die Vernetzung mit gastronomischen Einrichtungen und Beherbergungsstätten, mit dem Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin sowie weiteren Initiativen und Vereinen will sie Tourismus und Wirtschaft stärken und die Attraktivität der regionalen Kulturlandschaft erhöhen.

Beide wissen, dass es langfristig nicht damit getan ist, notwendige Instandsetzungsarbeiten am Dach oder an der Ausstattung der Kirchengebäude zu bewältigen. Sie wollen Leben in die lange Zeit verwaisten Kirchenmauern bringen und freuen sich über jeden Besucher – mit und ohne Fahrrad.



Pinnow, Kanzel mit erneuerten Figuren
(Foto: V. Thie)



Dorfkirche Pinnow (Foto: V. Thie)

Glambeck

April bis Okt.: Do u. Fr 10–17 Uhr, Sa/So u. feiertags 11–18 Uhr geöffnet, ab November nur Sa/So u. feiertags 10–17 Uhr. Außerhalb dieser Zeiten Schlüssel im Wolletzer Weg (Frau Eichhorn, Frau Israel, Frau Stein oder Herr Hochsieder). – Führungen außerhalb der Öffnungszeiten bitte anmelden unter Tel. (01 60) 92 98 20 72; Informationen auch unter: www.glambeck.barnim.de

15. Mai (Pfingstsonntag)

Eröffnung der Radfahrerkirche Glambeck mit einer Sternfahrt
12 Uhr gemeinsamer Imbiss mit Pfarrer Ralf Schwieger
13 Uhr Fahrradgottesdienst
14 Uhr Eröffnung der Sonderausstellung des Dorfmuseums »... damit er die Leute wecket«
15 Uhr Konzert

Weitere Veranstaltungen (Auszug)

31. Juli um 15 Uhr

Gottesdienst und Ausstellungseröffnung »Brandenburger Kirchen im Spiegel der Kunst«

20. August um 15 Uhr

Konzert »Quartetto burlesco« – Das Telemannische Kollegium Michaelstein wird die Klangwelt des 17./18. Jahrhunderts auf historischen Instrumenten ertönen lassen.

28. August um 15 Uhr

Ausstellungseröffnung in der Galerie im Taubenturm: »Gefährdete Schönheit – Dorfkirchen der Uckermark«, eine Fotoausstellung des Förderkreises Alte Kirchen

15. Oktober um 15 Uhr

Klavierkonzert mit Andreas Göbel

Pinnow

Außerhalb der monatlichen Gottesdienste Sa u. So von 14–17 Uhr geöffnet; Informationen zu den Veranstaltungen und Gottesdiensten auch unter www.kirche-pinnow.de

1. Mai um 14 Uhr

Eröffnung der Radfahrerkirche Pinnow
12 Uhr Familien-Radtour zur Kirche
14 Uhr Ökumenischer Gottesdienst

Weitere Veranstaltungen (Auszug)

17. April um 16 Uhr

Konzert mit dem Orchester des Georg-Herwegh-Gymnasiums, Berlin-Hermsdorf, Eröffnung der Ausstellung »Bilder zum Alten Testament« mit Linolschnitten des Berliner Künstlers Karl-Heinz Grage

15. Mai (Pfingstsonntag) ab 19 Uhr

Nacht der Kirchen in Pinnow, Entdeckungstour für Kinder; Konzert, Vortrag, Lichtinstallation in der Kirche

12. Juni um 16 Uhr

Sommerkonzert des Kirchenchores Birkenwerder-Borgsdorf, u. a. mit Kompositionen von Manfred Schlenker (Texte von T. Fontane für Streichquartett und Gesang)

17. Juli um 16 Uhr

Ausstellungseröffnung Alexandra Böhme (Malerei, Stephanie Böhme (Holzskulpturen)

18. September um 16 Uhr

Klezmermusik mit der Gruppe Menora

Annegret Gehrman

Kirchen-Radtouren

Unterwegs zu den Kirchen der Luckauer Niederlausitz



Nikolaikirche Luckau, Westempore mit Donath-Organ

Die historische Kleinstadt Luckau liegt nur zwanzig Autominuten westlich des Spreewaldes, und doch ist sie für die meisten Besucher der Region ein Geheimtipp. Wer jedoch einmal über den malerischen Marktplatz gegangen ist oder im mächtigen Schiff der Hallenkirche St. Nikolai gestanden hat, wird diese Eindrücke wohl nie wieder vergessen. Aber auch vor den Toren der Stadt gibt es vieles, was eine Entdeckung wert ist und noch weitge-

hend im Verborgenen ruht. So weist das Gebiet des ehemaligen Alt-Kreises Luckau eine ungewöhnliche Dichte von Kirchen auf. Fast jedes der oft sehr kleinen Dörfer besitzt hier seine eigene Kirche. Jeweils nur wenige Kilometer voneinander entfernt finden sich etwa 45 Kirchenbauten aus acht Jahrhunderten, von der Romanik bis zur Zeit des Jugendstils. Die Feldsteinbauweise überwiegt, es fallen aber auch Fachwerkkirchen auf. Be-

sonders die sehr individuellen und auch wertvollen Ausstattungen geben jedem Kirchenraum sein eigenes Gesicht.

Die Ortslagen sind eingebettet in eine historisch gewachsene Landschaft mit ausgedehnten Wäldern, weiträumigen Wiesen-, Weide- und Ackerflächen sowie Heide- und Mooregebieten. Hier verläuft auch der Niederlausitzer Landrücken, ein eiszeitlicher Höhenzug, der dem gleichnamigen Naturpark seinen Namen gab und der Landschaft besonderen Reiz verleiht.

Für den „Förderkreis Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz e.V.“ lag es nahe, diese einzigartige Verbindung von gebauter Geschichte und Kulturlandschaft für Touristen erlebbar zu machen. Der regional arbeitende Verein nahm das Kulturjahr 2005 mit Themenschwerpunkt „Christianisierung“ zum Anlass, ein Projekt zu entwickeln, das die Besucher auf eine Entdeckungsreise zu den alten Dorfkirchen mitnimmt und auch die Kleinstädte Luckau und Golßen einbezieht.

Erarbeitet wurden fünf Kirchen-Radtouren, die dem Besucher die Region rund um Luckau erschließen und dabei fast alle Kirchen miteinander verbinden. Die Streckenführung erfolgt abseits der stark befahrenen Straßen und nutzt landschaftlich reizvolle Nebenwege, die so gleichzeitig die naturräumlichen Eigenarten und Schönheiten des Naturparks Niederlausitzer Landrücken erlebbar machen. Da es sich um Rundtouren handelt, kann man an jedem beliebigen Ort einsetzen, sofern man mit dem Pkw kommt und die Räder dabei hat. Andernfalls besteht die Möglichkeit, ein Fahrrad bei den benannten Ausleihstationen zu mieten. Hervorragende Voraussetzungen für Radausflüge mit der Bahn bieten die Anschlussbahnhöfe an der Strecke Berlin – Dresden. Sie sind als Ausgangs- und Endpunkte der Touren mit dem Regionalexpress meist im Stundentakt bequem zu erreichen.

Die KirchenRadtouren eignen sich besonders für Individualtouristen verschiedenen Alters und Familien mit Kindern. Deshalb gibt es auch entsprechende Hinweise auf Kinderspielfläche, Bademöglichkeiten sowie klei-

ne Ausstellungen oder auch Standorte alter Sühnekreuze. Natürlich werden Gasthöfe und Imbissmöglichkeiten an der Wegstrecke genannt. Lohnende Aussichtspunkte laden zum Picknick ein. Angaben zu Entfernungskilometern, zu möglichen Abkürzungen und Anschlüssen an die benachbarten Kirchenradtouren erhöhen die individuellen Planungsmöglichkeiten.

Der Zugang zu den einzelnen Kirchen wird zumeist über Mitglieder der jeweiligen Kirchengemeinden ermöglicht, die ehrenamtlich die Schlüssel verwalten. Ihre Adressen bzw. Telefonnummern findet man in der Regel im Schaukasten an der betreffenden Kirche.

Außerdem wird für jeden Kirchenbau ein Info-Blatt zu seiner Geschichte und Ausstattung erarbeitet, das im Innenraum ausliegt und eine Führung ersetzt, die von den kleinen Gemeinden nur in Ausnahmefällen angeboten werden kann. Die „offenen Kirchen“ ermöglichen verschiedensten Altersgruppen das Entdecken und Kennenlernen einer historisch gewachsenen Kulturlandschaft, die wesentlich durch die Christianisierung geprägt ist. So wird Geschichte lebendig. Vor allem die ältesten, wehrhaft anmutenden Feldsteinkirchen erzählen als Pioniere und Zeitzeugen von der Etablierung des

Christentums in der Region und vom Selbstverständnis ihrer Erbauer.

Ergänzend dazu kann man sich je nach Interessenlage den hier ebenfalls vorhandenen Herrenhäusern und ländlichen Parkanlagen zuwenden und durchfährt viele historische Dorfkerne mit typischen Bauerngehöften. Auch letzte Zeugnisse der alten Mühlenkultur finden sich, so am Gehren-Goßmarer Mühlenfließ, an der Berste und im oberen Dahmetal, wo Anschlussmöglichkeiten an den Dahme-Mühlen-Radweg bestehen. Wählt man die Tour südöstlich von Luckau, wird man außerdem Zeuge der Sanierung der ehemaligen Braunkohlentagebaue und bekommt eine Ahnung dessen, was Kohleförderung für diese Landschaft bedeutet hat. Seit einigen Jahren entsteht in den Tagebaurestlöchern die bemerkenswerte künstliche Seenlandschaft der Niederlausitz. Nur wenige Kilometer weiter westlich kann man bei Freesdorf Kraniche beobachten, die hier im Spätsommer und Herbst einen der südlichsten Rastplätze Deutschlands haben.

Wem das alles aber schon zu weit führt, der hat bei über 40 Kirchen reiche Auswahl, um per Rad das ganze regionale Spektrum der ländlichen Kirchenbaukunst etwa ab dem Jahr 1200 bis zum Ersten Weltkrieg zu „er-

fahren“. Und wer sich für ein Wochenende zwischen Mai und Oktober entscheidet, kann die Radtour mit einem der Konzerte ausklingen lassen, die seit einigen Jahren in den Kirchen der Luckauer Niederlausitz ihren festen Platz haben und sich eines wachsenden Stammpublikums erfreuen (Infos auf der Internetseite des Förderkreises).

Als Erinnerung könnte man sich die vierte CD der Reihe „Orgellandschaft Niederlausitz – Am Niederlausitzer Landrücken“ mit nach Hause nehmen, die elf historische Orgeln des Gebietes vorstellt und im August 2004 vom polnischen Meisterorganisten Marek Toporowski eingespielt wurde. Oder man entscheidet sich für den Fotokalender mit Aufnahmen von Engeln aus den Kirchen entlang der Radtour, den es ab diesem Sommer für das Jahr 2006 gibt.

Jede der Kirchenradtouren ist auf einem gedruckten Flyer beschrieben, der neben einer genauen Karte alle genannten Informationen enthält und gegen eine Schutzgebühr beispielsweise in Tourismus-Zentren, Kirchengemeinden, beim Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg (Tel. (0 30) 4 49 30 51) und natürlich beim Förderkreis Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz direkt erhältlich ist.

		3 Pelkwitz ■ Kirche linkerhand ■ In Fahrtrichtung weiter bis Ortsausgang Richtung Zöllmersdorf ■ Bahnlinie queren ■ B102 queren ■ Weiter bis Zöllmersdorf
		4 Zöllmersdorf ■ Geradeaus in den Ort hinein fahren ■ 2. Abbiegung nach links ■ Am Anger entlang bis zur Kirche ■ Am Anger zurück und geradeaus dorfauswärts vorbei an Zimmerei Thielke nach Langengrassau
		5 Langengrassau ■ Links einbiegen in die Dorfstraße ■ Rechts einbiegen in die Kirchstraße, Kirche linkerhand ■ Die Kirchstraße weiter ■ Nach Unterqueren der Kleinbahnbrücke nach rechts abbiegen ■ Weiter bis zur Einmündung auf breiten Fahrweg

Jörg Becken

Kunst im Dienste der Kirche

Die Dorfkirche Radensleben unter den Distelmeyer und Quast

Jörg Becken ist freiberuflicher Landeshistoriker und forscht z. Zt. über Politik und Lebenswelt der brandenburgischen Kanzler Lampert und Christian Distelmeyer.

*»Durchreisende gibt es hier nicht ... Es legt nur an, wer landen will.«
Theodor Fontane, »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«*

Wenn man Fontane Glauben schenkt, so erstreckt sich die stillste Gegend des stillen Ruppiner Landes am Ostufer des Ruppiner Sees. Wenige Kilometer landeinwärts liegt hier das Straßendorf Radensleben. Wo die Chaussee von Wustrau-Alt friesack nach Herzberg die Dorfstraße kreuzt, steht der Feldsteinbau der Dorfkirche. Der spätgotische quadratische Westturm überragt das rechteckige Schiff aus dem 14. Jahrhundert mit seiner markant gegliederten Ostwand: Schlanke Lanzettfenster flankieren die mittleren Zwillingsfenster in einer spitzbogigen Backsteinblende. Allerdings wurden diese Fenster vor rund 140 Jahren überformt, denn der damalige Gutsherr und Kirchenpatron Ferdinand von Quast restaurierte 1865–70 den Bau; aus dieser Zeit stammen auch die Zwillingsfenster der Längsseiten und die südliche Patronatsloge.

Seit 1225 stand die Patronatskirche schon in enger Verbindung mit dem benachbarten Herrenhaus, und vor allem zwei hier ansässige Familien haben in ihrer Zeit die Ausstattung des Gotteshauses bestimmt: die Distelmeyers im 16. und die Quasts im 19. Jahrhundert. So wurde die Patrimonialkirche zum Denkmal ihrer religionspolitischen Auffassungen – lutherischer Konfessionalismus der Konkordienformel bei den Distelmeyers, neuer lutherischer Konfessionalismus bei den Quasts.

30 Jahre lang, von 1558 bis 1588, diente Lampert Distelmeyer als Kanzler den Kurfürsten Joachim II. und Johann Georg. Er prägte in jenen Jahren erfolgreich die brandenburgische Innen- wie Außenpolitik. Die durch Dis-

telmeyer auf- und ausgebauten zentralen Verwaltungsbehörden konsolidierten den Staat. Distelmeyer half die Grundlage zur späteren territorialen Erweiterung des brandenburgisch-preußischen Herrschaftsgebietes zu schaffen – er hatte zum Beispiel wesentlichen Anteil an der Mitbelehrung der hiesigen Hohenzollern mit dem Herzogtum Preußen wie den Anwartschaften auf Pommern und das Erzbistum Magdeburg. Engagiert wirkte Distelmeyer bei der rechtlichen Organisation der Reformation im Lande mit. So erarbeitete er eine (1573 gedruckte) Konsistorial-Verfassung, auf

die alle Pfarrer im Lande schriftlich verpflichtet wurden. Nach seinem Tode 1588 übte sein Sohn Christian für zehn Jahre ebenfalls das Amt des Kanzlers aus.

Als 1566 in Berlin die Pest ausbrach, war Lampert Distelmeyer »kegen Radensleben gezogen«, das die Familie seit 1560 bis 1612 teilweise zu Lehen hatte. Er hat nicht allein sein »Wohnhaus daselbst zu bauen ahngefangen«. Die Distelmeyers sorgten sich auch – dem persönlichen Einsatz für den neuen Glauben entsprechend – um die Ausstattung der hiesigen Patronatskirche. Den Protokollen der Kirchenvisita-



Dorfkirche Radensleben |



Bronzener Radkronleuchter im Altarraum (Foto: V. Billeb)



Sandsteinepitaph von Quast und Kanzel (Foto: V. Billeb)

tion entsprechend konnten in den Jahren nach 1581 die Einnahmen der Kirche neu geregelt und damit die Kircheneinrichtung den Erfordernissen des neuen Gottesdienstes gemäß verändert werden. Von einer neuen Glocke über die Renovierung des Kirchenbodens bis hin zu »bohrkirchen, taufstein und andern zierat« wurde alles »zum beständigen zierlichen Wesen gerichtet«. Hervorgehoben wird, dass »inwendig der herr Distelmeyer vorm Jahre einen neuen altar machen lassen«. Von all diesen Ausstattungsstücken ist allerdings kaum etwas erhalten.

Seit 1667 bzw. 1684 bis 1945 war das Gut Radensleben im Besitz der Adelsfamilie von Quast. Davon zeugen in der Kirche drei Ölgemälde biblischer Thematik, von denen das späteste, ein Jüngstes Gericht von 1725, gleichzeitig als Epitaph des Balthasar Friedrich von Quast diente. Ein Sandsteinepitaph mit Trophäenschmuck erinnert an Hans Georg von Quast, der 1741 in der Schlacht bei Mollwitz gefallen ist.

Ein programmatisches Gesamtkunstwerk hinterließ jedoch erst Alexander Ferdinand von Quast (1807–1877), der 1830 das Gut übernahm.

Der auf Radensleben Geborene hatte nach dem Besuch des Neuruppiner Gymnasiums Theologie, Kameralistik, Kunstgeschichte (1825) und anschließend ab 1827 auch noch bei Schinkel an der Bauakademie studiert. Mit Stüler, Strack und Kugler war Quast befreundet. Etliche Reisen führten ihn nach Holland, Belgien, Frankreich und später auch – begleitet von Schadow – nach Italien. Von dort brachte er zahlreiche mittelalterliche Kunstwerke mit. Französischen Ideen folgend, legte er 1836 eine Denkschrift zur Einrichtung einer preußischen Behörde für Denkmalpflege vor. Seit 1843 war Quast Baurat und erster Konservator der Kunstdenkmale des preußischen Staates. Auf ihn gehen die Anfänge einer Inventarisierung mittels Fragebögen und umfangreichen Bauaufnahmen zurück. Quast war als Mitbegründer der modernen Kunstgeschichtsschreibung Bahnbrecher einer auf Denkmalskenntnis und Quellenstudium basierenden entwicklungsgeschichtlichen Architekturforschung.

Aber auch in seinem Amt als Denkmalpfleger betätigte Quast sich als überzeugter protestantischer Christ. 1848 trat er der »Kreuzzeitungspartei« bei. Diese evangelischen Altkonservativen vertraten den preußischen Adel und die kirchliche Orthodoxie. Sie verdamnten den Rationalismus in Staat und Kirche ebenso wie die »anarchischen Ideen« der Französischen Revolution. Das mittelalterliche Reich war für jene Partei die wesensgerechte politische Ordnung, weil es als Ganzes eine Staaten und Völker übergreifende Geltung beanspruchen könne. Hier suchte man nach »Anknüpfungspunkten zur Fortbildung der Neuzeit«, eine innere Harmonie jenseits des Wechsels äußerer Umstände. Als ein organischer Entwicklungsprozess, orientiert an Gottesgnadentum, christlichem Staat und sittlichen Kategorien der christlichen Moralthologie, sollte sich auch die Zukunft gestalten.

Als Vertreter der Altkonservativen gehörte Quast nicht nur bis 1876 dem preußischen Abgeordnetenhaus an. Er fühlte sich nach der Revolution 1848 verpflichtet, dauerhaft auf sein Gut überzusiedeln, um dort ein ungestörtes, »organisches« Verhältnis mit den mehr als 40 Arbeiterfamilien aufrechtzuerhalten. Auch Denkmäler betrachtete er als Erziehungsmittel und Werkzeuge des politischen Kampfes. In der »Evangelischen Kirchenzeitung«, die sein Schwager Hengstenberg 1827 als Parteiorgan der lutheri-

schen Orthodoxie gegründet hatte, publizierte Quast 1852 seine entsprechenden Auffassungen in einem langen Aufsatz über »die Kunst im Dienste der Kirche«. Vor diesem Hintergrund wird das Gesamtkunstwerk Radensleben verständlich, dessen durch Quast geschaffene Schönheit leider nur noch zu erahnen ist.

Das Innere der saalförmigen Kirche zeigt heute eine glatt geputzte Decke und eine schlicht in Holz ausgeführte Westempore für die Orgel. Der bronzenene Radkronleuchter ist eine Quastsche Nachempfindung des Leuchters im Dom zu Hildesheim aus dem 11. Jahrhundert. Quast entwarf neue Prinzipalstücke im Kirchenraum: Kanzel, Lektorium und Taufe wurden in Formen der italienischen Renaissance von Otto March in roter Terrakotta gefertigt. Die Altarmensa aus ebensolcher Terrakotta stiftete laut Inschrift von 1887 Hengstenberg. Auf Entwürfe von Quast gehen die Glasmalereien der Fenster in der Ostwand des Chores zurück. Ähnliche Zyklen befinden sich in St. Gotthardt/Brandenburg und St. Johannes/Lychen. Auch die Entwürfe für die Glasfenster in der Patronatsloge – Christus zwischen den Erzengeln Michael und Gabriel – stammen von Quast. In jener Loge befindet sich ebenfalls eines der Kunstwerke, die Quast aus Italien mitbrachte: ein Majolikarelief aus der Werkstatt des Florentiners Giovanni della Robbia aus der Zeit um 1500, das die von Engeln umschwebte betende Jungfrau in der Mandorla darstellt.

Als 1855 der Wittstocker Orgelbaumeister Friedrich Hermann Lütkenmüller (1815–1897) ein neues Instrument für die Radenslebener Dorfkirche baute, sorgte Ferdinand von Quast dafür, dass dabei der barocke Orgelprospekt von 1709 wiederverwendet wurde. So



Glasfenster von 1864/70 nach Entwürfen von Quasts |

entstand eine funktionierende romantische Orgel der Mitte des 19. Jahrhunderts von idealer Größe, jedoch im »historischen Gewand«.

Im Jahre 2002 kamen bei Restaurierungsarbeiten Malereifragmente im

gesamten Kircheninneren zum Vorschein. Auf der ganzen Ostwand liegt die Wandmalerei unterhalb der Fenster frei. Der fragmentarische Zustand zeigt Vorhangmalerei, von der im wesentlichen Schattenfallen und die oberen Abschlussbänder zu erkennen sind. Quast beabsichtigte, den gesamten Chorraum für den Betrachter als geschlossene Einheit wirken zu lassen: Der farblich gestaltete Hintergrund sollte Kanzel, Altar und Lektorium miteinander verbinden.

Seinen Abschluss findet das Quastsche Programm östlich des äußeren Chores. Dort befindet sich der von Quast 1854 angelegte Campo Santo. Inmitten weiterer Familienmitglieder liegt dort das Grab des 1877 verstorbenen ersten Konservators der Kunstdenkmäler Preußens.



| *Campo Santo der Familie von Quast*

Stephan Schönfeld

Eine Mitgift des Hauses Oranien

Niederländischer Einfluss auf den Kirchenbau in Brandenburg



Dorfkirche Bärenklau (Oberhavel, Foto: V. Thie) |

Am Ortsausgang des westlich von Oranienburg gelegenen Dorfes Bärenklau befindet sich eine kleine, im Jahre 1666 auf Veranlassung Louise Henriettes von Oranien errichtete Backsteinkirche, die für den Kirchenbau Brandenburgs in zweierlei Hinsicht von Bedeutung ist. Auf dem Grundriss eines regelmäßigen Sechsecks errichtet, ist sie der früheste protestantische Zentralbau der Mark. Daneben haben wir mit ihr aber auch das älteste erhaltene Zeugnis niederländischen Einflusses auf den brandenburgischen Kirchenbau vor uns.

Beide Aspekte gehören zusammen. Wie auf vielen Gebieten kamen auch auf dem des Kirchenbaus im 17. Jahrhundert wichtige Impulse aus den Niederlanden.

Brandenburg war durch den Dreißigjährigen Krieg schwer gezeichnet. Der protestantische Kirchenbau konnte sich nur in kleinen Anfängen entwickeln. Die protestantischen nördlichen Niederlande erlebten dagegen seit der Unabhängigkeit von den spanischen Habsburgern nicht nur eine ungestörte wirtschaftliche Entwicklung, sondern stiegen im 17. Jahrhundert, ihrem »Gouden eeuw« (Goldenen Jahrhundert) zur Nummer eins unter den europäischen Nationen auf fast allen Gebieten auf.

Für nicht wenige deutsche Fürsten und Adlige hatten die Niederlande ausgesprochenen Vorbildcharakter. Be-

sonders trifft das für das brandenburgische Kurfürstenhaus zu, das sich seit 1613 wie auch die Mehrheit der Niederländer zum reformierten Zweig des Protestantismus rechnete und mit der Heirat Louise Henriettes (1627–1667), der Tochter des niederländischen Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien, mit Kurfürst Friedrich Wilhelm auch enge verwandtschaftliche Beziehungen zu führenden niederländischen Kreisen unterhielt.

Kurfürst Friedrich Wilhelm brachte einen Teil seiner Jugendjahre in den Niederlanden, was mit einem heute wenig bekannten Vater-Sohn-Konflikt endete: Friedrich Wilhelm wollte nicht zurück. Was blieb, war eine große Bewunderung Hollands und seines Weges, durch überseeischen Handel zu Geld zu kommen. Beim Nacheifern dieses Weges übersah er jedoch die völlig andere gesellschaftliche Situation in Brandenburg.

Dennoch verwundert es nicht, dass auch der Kirchenbau in seiner Anfangsphase entscheidend aus den Niederlanden beeinflusst worden war. Dabei lassen sich zwei Arten von Neubauten unterscheiden. In der Anfangsphase finden sich Kirchgebäude, die von niederländischen Architekten in z.T. enger Anlehnung an die Vorbilder ihrer Heimat errichtet worden waren. Eine zweite Gruppe von später gebauten Kirchen ist von diesen zwar abhängig, wurde aber von heimischen

Dr. Stephan Schönfeld ist Pfarrer in Schlieben (Landkreis Elbe-Elster)

Baumeistern in der Bautradition und der Formsprache des Landes errichtet.

Trotz des starken Einflusses in der Anfangsphase blieb das Erscheinungsbild von niederländischen und brandenburgischen Kirchen auch weiterhin recht unterschiedlich, was sich nur zum Teil mit anderen liturgischen Anforderungen erklären lässt.

Herrschten in den Niederlanden am Außenbau Backsteinfassaden mit weiß gestrichenen Holzteilen vor, wurden in Brandenburg auch viele der Kirchen verputzt, die von niederländischen Baumeistern gebaut worden waren. Der Grund dafür ist auch, dass in Brandenburg mit Beginn der Neuzeit die Kunst, Backsteinfassaden zu gestalten, allmählich verloren gegangen war. Außerdem konnte bei verputztem Mauerwerk auch älteres Baumaterial wiederverwendet werden.

Noch auffallender sind die Unterschiede im Innern: In den Niederlanden bildet der Raumabschluss zumeist ein in den Dachstuhl hineinragendes Holzgewölbe. Zentrales Ausstattungsstück ist die Kanzel. Ein übergroßer Schalldeckel sorgt dann für eine bessere Akustik. Die Kanzel selbst ist durch das »Doopthek«, eine Art hölzerner Zaun, vom Kirchenraum abgetrennt. Auf einen Farbanstrich, der die oft wertvollen Hölzer der Ausstattung verdecken würde, ist zumeist verzichtet worden. Das allmählich nachdunkelnde Holz bildete dann einen reizvollen Kontrast zu den weißen Wänden. Brandenburgische Kirchen dieser Zeit, die zumeist auch für den lutherischen Dienst bestimmt sind, haben in der Regel eine Flachdecke, im Mittelpunkt steht der Altar, der dann später oft mit der Kanzel zum Kanzelaltar vereinigt wird. Der Eindruck des Innenraumes wird auch weithin durch seinen vielfältigen Farbanstrich bestimmt. Ein Doopthek ist selbst bei reformierten Kirchen nicht bekannt. Emporen gehören zur Aus-

stattung fast jeder Kirche, während sie in den Niederlanden eher selten, weil für den Raum unvorteilhaft empfunden, sind. Erhöhte und verglaste Logen kommen in holländischen Kirchen ebenfalls nicht vor, allenfalls mit einer Rückwand versehene und überdachte Ehrenplätze.

Manchmal sind es kleine Details an Nebengebäuden, die bei uns auf einen niederländischen Einfluss hinweisen. So tauchten in den Niederlanden gegen Ende des 17. Jahrhunderts Schiebefenster auf, die sich rasch allgemein durchsetzten. Allerdings finden wir diese Art Fenster auch in England, und es wird nicht einfacher, ihren Ursprung zu klären, wenn in Holland von »Engelse schuifkozijnen« gesprochen wird und in England von »Dutch windows«. Wenn wir, wie am Anbau bei der Dorfkirche in Ketzür, solche Schiebefenster finden, hat dieses, wenn auch wenig bedeutsame Detail, seinen Ursprung in Holland oder England.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, diesen Einfluss aufzuzeigen. In einer knappen Darstellung ist es angebracht, die chronologische Reihenfolge der Errichtung der Kirchen in Brandenburg zu Grunde zu legen. Die größte Bedeutung haben dabei die Grundrissformen, bei denen die Niederländer sehr kreativ waren und die in Brandenburg aufgenommen, aber auch verändert wurden. Es soll



Kirche in Bloemendaal (Foto: S. Schönfeld)

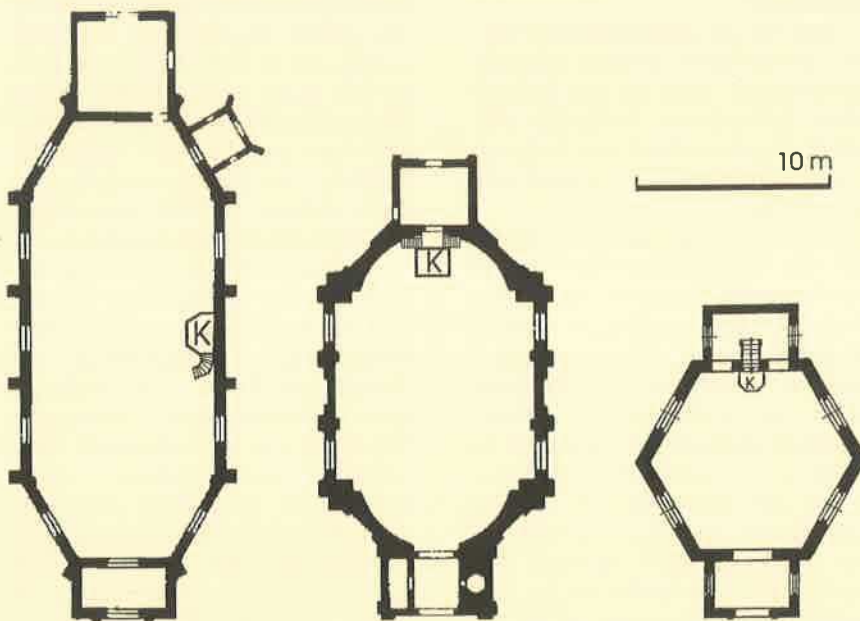
sich dabei auf Kirchen beschränkt werden, die für den Dorfkirchenbau Bedeutung hatten.

Wie schon oben erwähnt, ist das älteste erhaltene Zeugnis des niederländischen Einflusses die kleine Dorfkirche in Bärenklau. Die Veranlassung zum Bau der Kirche muss 1665 erfolgt sein, während des letzten Aufenthaltes der Kurfürstin Louise Henriette auf ihrem Schloss Oranienburg. Sie selbst dürfte die kleine Kirche nicht mehr gesehen haben, denn sie reiste an-

schließend in die Residenz nach Cölln und als sie Mitte 1667 aus Den Haag zurückkehrte, war sie schon todkrank. Bärenklau war ein Vorwerk des Amtes Oranienburg, und die Kirche wurde für Freibauern errichtet, die hier 1665 angesiedelt wurden. Wegen der Nähe zum Amt Oranienburg ist als Baumeister an den in dieser Zeit dort tätigen Niederländer Michiel Mattyys Smids (1626–1692) zu denken.

Der Grundriss der Bärenklauer Kirche bildet ein Sechseck, das nach Westen und Osten durch Anbauten einer Vorhalle und einer Sakristei erweitert wird. Dominiert wird die Außenansicht der Backsteinkirche durch den zentralen sechseckigen Baukörper. Die vier Seiten, vor denen sich keine Anbauten befinden, sind von großen Rundbogenfenstern durchbrochen. Sie haben abgestufte Gewände, wie sie bei vielen niederländischen Kirchen des 17. Jahrhunderts zu beobachten sind (Bloemendaal, Bennebroek, Sappemeer u.a.). Einziger Schmuck am Außenbau sind drei Sandsteinblöcke als Ansatzsteine und Schlussstein im Rundbogen des Eingangsportals. Diese Form der Kombination von Backstein und Sandstein ist besonders seit dem Manierismus in den Niederlanden, aber auch in Norddeutschland und Skandinavien verbreitet.

Die Kirche in Bärenklau zeigt Verwandtschaft mit niederländischen Kirchen, die auf dem Grundriss eines gestreckten Achtecks errichtet wurden. Zwei dieser Kirchen, die 1636 fertiggestellte Kirche in Bloemendaal und die 1664 begonnene in Bennebroek, zeigen nicht nur ähnliche Anbauten,



Bloemendaal, 1635-36

Bennebroek, 1664 beg.

Bärenklau, 1666

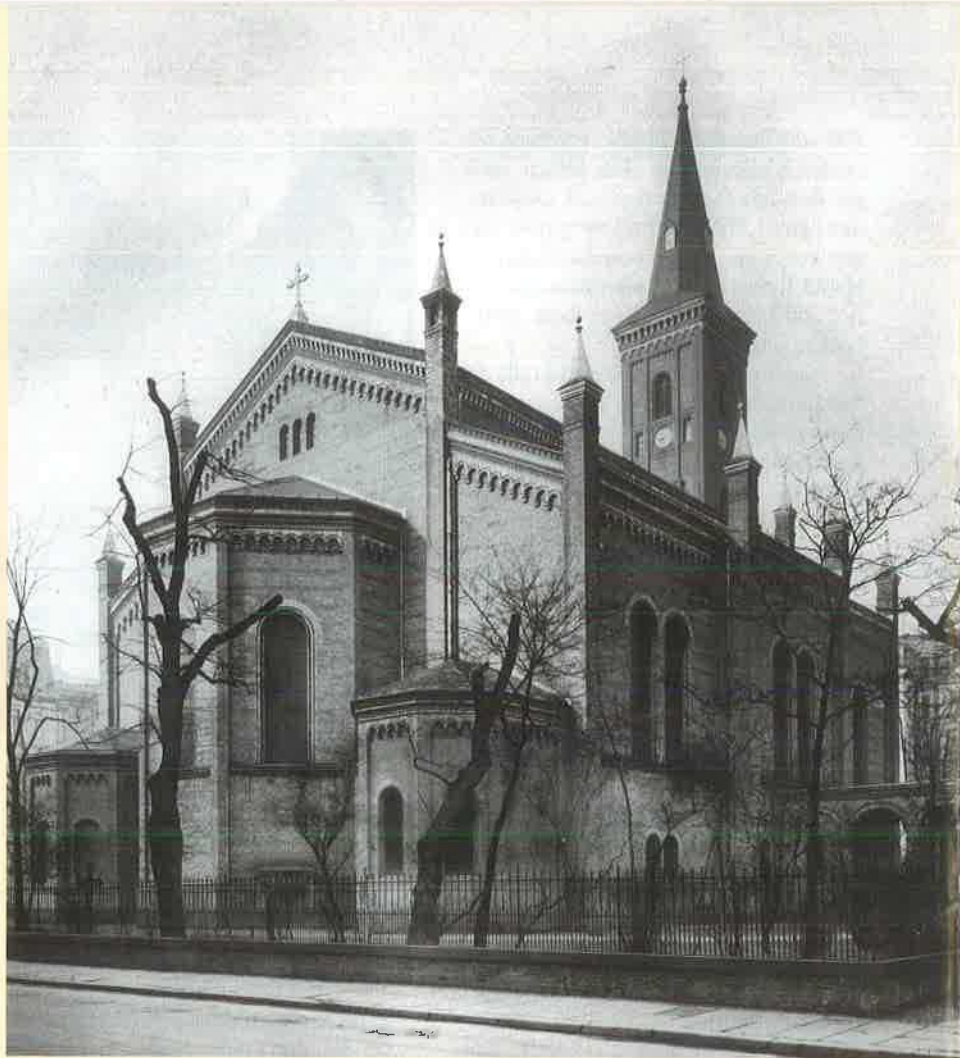
Grundrisse von Kirchen mit Vorhalle und Sakristei aus den Niederlanden und aus Brandenburg

sondern befinden sich auch ganz in der Nähe der Schlösser des oranischen Hauses rund um Den Haag. Das Sechseck in Bärenklau würde sich dann als Reduktion, also als Aneinanderfügung der dreiseitigen Schlüsse des Baukörpers verstehen.

Eine Wirkung auf den brandenburgischen Kirchenbau ist indes von der Bärenklauer Kirche nicht ausgegangen. Ganz anders verhält es sich bei der Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin, die mit ihrem kreuzförmigen Grundriss auch auf Dorfkirchen in Brandenburg gewirkt hat.

Der Auftraggeber für diesen ersten protestantischen Kirchenneubau in Berlin war diesmal Kurfürst Friedrich Wilhelm. Als Baumeister beauftragte er mit hoher Wahrscheinlichkeit den Niederländer Rutger van Langeveld (1635–1695). Der Kirchbau war für die wachsende reformierte Gemeinde in der Dorotheenstadt bestimmt, sollte aber auch den die Mehrheit bildenden Lutheranern als Kirche dienen.

Als Vorbild diente van Langeveld eine Gruppe niederländischer Kirchen, deren Besonderheit darin besteht, einen kreuzförmigen Grundriss durch niedrigere Anbauten zwischen den Ecken so aufzufüllen, dass ein quadratischer Grundriss entsteht, obwohl die Kirche weiterhin den Eindruck eines kreuzförmigen Baues hat. Be-



*Hist. Abbildung der Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin, um 1760
Aus: Gottschalk, »Altberliner Kirchen«, Koehler & Amelang 1985*



*Reformierte Kirche Oudshoorn
(Foto: S. Schönfeld)*

kanntestes Beispiel in Holland ist die 1669–1671 errichtete Oosterkerk in Amsterdam.

Weil die Dorotheenstädtische Kirche als ein frühes Beispiel einer Simultankirche auch für den lutherischen Gottesdienst bestimmt war, erhielt sie, abweichend vom holländischen Vorbild, einen fünfseitigen Chorschluss.

In der Folgezeit kam es in Berlin mit der Luisenstädtischen Kirche (1695) und der Garnisonkirche (1701–1703) zum Bau von weiteren kreuzförmigen Kirchen, die das 18. Jahrhundert jedoch nicht überdauert haben. Die Lösung, durch Eckanbauten einen quadratischen Grundriß zu schaffen, wurde wohl aber als zu teuer und aufwändig erachtet, so dass diese Kirchen die reine Kreuzform zeigen. Überhaupt waren sie nicht sehr repräsentativ, so durfte bei der Luisenstädtischen Kirche, die vor den Toren Berlins lag, nur Fachwerk als Baumaterial verwendet werden, um sie im Kriegsfall schnell abbrennen zu können, damit sie den Angreifern keine Deckung bot.

Mit zeitlicher Verzögerung wurden

auch außerhalb Berlins auf dem Lande bald kreuzförmige Kirchen wie die Luisenstädtische Kirche gebaut. Zu ihnen gehört die Kirche in Krausnick (1728), die in ihren Fachwerkformen ein Bild davon vermittelt, wie wir uns die Luisenstädtische Kirche vorzustellen haben, und die damit, weil in der Nachfolge der Dorotheenstädtischen Kirche stehend, entfernt verwandt mit dem niederländischen Kirchenbau ist.

Andere niederländische Baumeister haben sich in Brandenburg ebenfalls mit dem Baugedanken der Oosterkerk, also der Verbindung von Quadrat und Kreuz, auseinandergesetzt. In der Dorfkirche in Lindenberg (1667) hat der wahrscheinliche Baumeister, Cornelis Ryckwaert (gest. 1693), diese Konzeption umgedreht, indem er den quadratischen Teil durch ein Pyramidendach dominieren ließ und daran die Kreuzarme anfügte. So bekam auf andere Weise als bei der Dorotheenstädtischen Kirche dieses für den lutherischen Dienst bestimmte Gotteshaus einen nach außen sichtbaren Chorraum. Der Auftraggeber der Lindener Kirche war der Lutheraner Raban von Canstein (1617 –

1680), ein aus dem Westen Deutschlands stammender Adliger, der sich im kurfürstlichen Dienst befand und der mit Lindenberg Landbesitz hier hatte.

Mit der Stadtkirche von Neustadt/Dosse (1673–1696) haben wir ein frühes Beispiel einer indirekten Beeinflussung durch den niederländischen Kirchenbau vor uns. Bauherr war der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg, der Neustadt vom Großen Kurfürsten zu Lehen bekommen hatte. Der Grundriss verbindet Kreuz und Achteck miteinander. Diese Konzeption geht letztlich auf die Amsterdamer Noorderkerk von 1620 zurück. Jedoch ist die Neustädter Kirche nur über mehrere Zwischenstufen mit der Amsterdamer Noorderkerk verwandt. Ihr direktes Vorbild ist die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Pfarr- und Hofkirche in Kissenbrück. Auch für die Kissenbrücker Kirche gibt es kein direktes Vorbild in den Niederlanden. Schauen wir uns aber die Nachfolgebauten der Amsterdamer Noorderkerk in Holland an, dann sehen wir, dass es Bestrebungen gibt, das Achteck innerhalb der Verbindung mit dem Kreuz stärker zu betonen. Zum Teil geschieht das durch Überkuppelung des Innenraumes, während der Außenbau noch die Kreuzform behält, so geschehen bei der reformierten Kirche in Coevorden von 1645. Die Kissenbrücker Kir-

che nimmt diese Tendenzen auf. Sie besitzt eine Innenkuppel, die an der kreuzförmigen Dachkonstruktion des Außenbaus nur andeutungsweise zu erkennen ist. In Neustadt nun wurde diese Tendenz weiterentwickelt: eine mächtige Kuppel beherrscht den Bau.

Der niederländische Einfluss im Kirchenbau wurde nie von der breiten Masse getragen, es waren das Kurfürstenhaus oder der niederländischen Kultur gegenüber besonders aufgeschlossene Adlige. Im 18. Jahrhundert verloren auch sie allmählich das Interesse an der niederländischen Baukunst. Eine Ausnahme bildete noch einmal der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Er zeigte jedoch mehr Interesse an niederländischen Kirchtürmen, wenn möglich, auch mit Glockenspielen ausgestattet, denn an Kirchgebäuden.

Dennoch ist der niederländische Einfluss auf den Kirchenbau Brandenburgs nicht zu unterschätzen, weil er ganz am Anfang der Entwicklung des Neubaus von Kirchen stand und damit die Richtung mitbestimmte, die der Kirchenbau hier nahm.

*Dorfkirche Krausnick
(Dahme-Spreewald, Foto: H. Krag)*



Dorfkirche Bücknitz nahe Ziesar, Landkreis Potsdam-Mittelmark

Samstag, 4. Juni um 16 Uhr

... e la luna?

Italienische Canzone von Luigi Tenco,
Paolo Conte, Gino Paoli u.a.

Melancholie und Lebenslust in italienischen
Chansons

Samstag, 25. Juni um 16 Uhr

Berliner FagottARTisten

Eduard Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag
Lesung mit Musik von W. A. Mozart

Samstag, 9. Juli um 16 Uhr

Duo Cantabile

Musik von G. Ph. Telemann, G. F. Händel, R. Schumann,
C. Saint-Saëns u.a.

Samstag, 6. August um 16 Uhr

Blackmail Berlin – Rhythm and Blues
Musik aus dem Film »Blues Brothers«

Samstag, 20. August um 16 Uhr

Di Grine Kuzine

Musik aus dem wilden Herzen Europas: Balkanmusik –
Klezmer – Freestyle

Samstag, 3. September um 16 Uhr

String Thing – Das groovende Streichquartett
Vitalität des Jazz und Differenziertheit der Klassik

BÜCKNITZER SOMMERKONZERTE 2005

Simone Neuhäuser

»Nichts als meine Persohn«

Denkmäler der Familie von Arnim in Stegelitz und Boitzenburg



Stegelitz, Grabmal für Georg Abraham v. Arnim

»In dunkler Gruft/Das Gebein;/In Licht und Luft/Der aufgerichtete Marmelstein.

Was ungemessen/Vielleicht gestrebt,/Es ist vergessen, –/Nur das Bild noch lebt.«

(Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg)

In vielen märkischen Kirchen zeugen noch Grabmäler und Epitaphe von den einstigen adligen Patronatsherren. Meist handelt es sich dabei um schlichte Grabplatten oder hölzerne Schilde mit dem Wappen oder einem gemalten Portrait. Werke mit einer Portraitskulptur des Verstorbenen, sei es als Büste oder als Vollfigur, sind dagegen nur selten zu finden. Einen gewissen Bekanntheitsgrad genießen die

vielfigurigen Epitaphe mit freiplastischen, fast lebensgroßen Stifterfiguren in Ketzür und Nennhausen. Sie stammen aus der Zeit vor dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) und wurden in Magdeburger Bildhauerwerkstätten gefertigt. Erst ab Anfang des 18. Jahrhunderts lässt sich wieder vergleichbar anspruchsvolle Grabplastik in Brandenburg finden. Sie entstand in der aufblühenden Residenzstadt Berlin. Diese Arbeiten sind weniger bekannt, gehören jedoch mitunter zum Bedeutendsten, was die einheimische Bildhauerkunst in der Mark Brandenburg hervorbrachte. In jenen Jahren scheinen Portraitskulpturen abseits des Berliner Hofes sogar ausschließlich im Sepulkralbereich entstanden zu sein. Im Gegensatz zu

Simone Neuhäuser ist Kunsthistorikerin und promoviert über barocke Grabmalkunst in der Mark Brandenburg.

den Arbeiten aus der Zeit vor dem Großen Krieg, die meist von einflussreichen Domherren gestiftet wurden, handelt es sich um Auftragsarbeiten der Adligen, die im Militär- und Staatsdienst erfolgreich waren und damit über zusätzliche Einkommensquellen verfügten.

Zwei sehr eindrucksvolle Beispiele für derartige Sepulkralplastik sind in den Kirchen von Stegelitz und Boitzenburg erhalten. Sie entstanden für Mitglieder der Familie von Arnim, und zwar für die beiden wohl bedeutendsten Vertreter dieses Adelsgeschlechts im 18. Jahrhundert. In der Stegelitzer Kirche, einem Feldsteinbau aus dem 13. Jahrhundert, erhebt sich an der Nordwand des Chores das Monument für den Generalfeldmarschall Georg Abraham von Arnim (1651–1734). Es besteht aus einer von Pilastern gerahmten Nische, in der sich auf hohem Sockel die beinahe lebensgroße Standfigur des Feldmarschalls befindet. Er





Boitzenburg, Epitaph für Georg Abraham v. Arnim 1

ist im Küriss dargestellt, trägt Schärpe und Orden des Schwarzen Adlers und hält mit der Rechten den Kommandostab. Der in die Hüfte gestemmte linke Arm folgt ebenfalls einer tradierten Darstellungsweise für Ritter und unterstreicht den selbstbewussten, herrschaftlichen Gesamtausdruck der Figur. Über dem Haupt schwebt das große, mit Eichenlaub und Palmenwedeln verzierte arnimsche Familienwappen. Trophäenbündel und Kanonen auf dem Gebälk sowie der Schmuck der Pilaster verweisen auf das Kriegshandwerk. Von der gemalten Draperie, die einst das Denkmal umfing, sind nur noch Reste erhalten.

Mit dem Eintritt in die kurfürstliche Leibgarde als Sechzehnjähriger begann die äußerst erfolgreiche militärische Laufbahn des Georg Abraham von Arnim. Die Ernennung zum Generalfeldmarschall 1728 bildete den Höhepunkt seiner Karriere. Seinen Einfluss am Berliner Hof und seine erheblichen Einnahmen nutzte Georg Abraham, um in die seit Ende des Dreißigjährigen Krieges brachliegenden oder versetzten Familiengüter zu investieren. Stegelitz erwarb er zusammen mit Suckow 1707. Trotz seiner drei Ehen – zuletzt

heiratete er im Alter von 64 Jahren die zwanzigjährige Charlotte Juliane von Loeben – hatte er keine männlichen Erben. Um den Bestand seiner Güter zu sichern, stiftete er deshalb 1725 das Fideikommiss Suckow, ein Majorat, das unveräußerlich und unteilbar immer auf den ältesten männlichen Nachkommen eines seiner Neffen vererbt werden sollte.

Auch um seinen Nachruhm kümmerte sich Georg Abraham rechtzeitig selbst. Darüber informiert ein Testamentsnachtrag von 1733: »Der Successor in dem Majorat soll in der Stegelitzschen Kirche dem dortigen herrschaftlichen Stuhl gegen über an der Wand neben der Sacristey Thüre über dem Küster Stuhl vor mich ein Epitaphium in Stein hauen lassen, worinnen aber nichts angebracht werden darf, als meine Persohn, nach dem im Suckowschen Saal stehenden Portrait ausgehauen mit einer kurtzen Inscriptio, daß Ich der Stifter des Majorats wäre, und solches aus Liebe zum Vaterland damit einiger meiner Nachkommen demselben zu dienen desto besser in Stande gesetzt werden möchten, errichtet, und daher die höchste Landesobrigkeit aller unterthänigst ersuchte, über sothane meine

Intention und Stiftung fest zu halten, meine nachkommen ermahnte, den mir vorgesetzten Zweck Ihrerseits zu erfüllen und denselben vor Augen zu haben ...« Nicht nur seiner Person wollte also der Generalfeldmarschall nach seinen Vorstellungen ein Denkmal gesetzt wissen, sondern er verstand dieses Monument als einen weiteren Beitrag zur zukünftigen Sicherung seiner Familienstiftung, auf die der Landesherr selbst ein Auge haben sollte. Die Denkmalsetzung nahm von Arnim dann auch noch selbst vor, wie die gar nicht kurze Inschrift auf der Vorderseite des hohen Epitaphsockels verkündet: »Zum Andencken dessen allen der Stifter gegenwärtiges Monument im 84ten Jahre seines Alters setzen lassen Anno 1734«.

Die Auswahl des Bildhauers erfolgte sicher ebenfalls durch Georg Abraham selbst und seinem Rang und Vermögen entsprechend fiel die Wahl auf einen der führenden Berliner Bildhauer. Johann Georg Glume (1679–1765) war nach Ausbildungsjahren bei dem Magdeburger Bildhauer Tobias Wilhelmi d. J. Anfang des 18. Jahrhunderts nach Berlin gekommen und zunächst Mitarbeiter von Andreas Schlüter. Seit etwa 1710 führte er eine eigene Werk-



Boitzenburg, Grabmal für Georg Dietloff v. Arnim |

statt. Sein frühestes bezeugtes Werk fällt bezeichnenderweise in den Bereich der Sepulkralkunst: Der 1711 entstandene Schausarkophag für Prinz Friedrich Wilhelm, der 1711 entstand, war Auftakt für viele Epitaph und Grabmäler, die neben der Bauplastik den Arbeitsschwerpunkt Glumes bildeten. So schuf er in der Berliner Nikolaikirche mehrere Arbeiten, darunter seine einzigen beiden signierten Werke, die Grabkapelle des Ministers Johann Andreas Kraut (1725) und das Hängeepitaph für den Hofrat Carl Gottfried Schrader (1726). Empfohlen haben ihn sicher auch die Gestaltung des Denkmals für Friedrich Wilhelm I. im pommerischen Köslin und des Gruftportals für den Domherrn Eowald Bogislaw von Schlabrendorff im Brandenburger Dom. Besonders bei letzterem sind Kennzeichen von Glumes Arbeiten, wie die an niederländischer Skulptur geschulte Kompositions-

weise, die bewegte, leicht gezierte Haltung der Figuren und eine feine Ausarbeitung der Gewänder noch heute zu bewundern.

Zum Zeitpunkt der Auftragsvergabe für das Stegelitzer Denkmal war Glume unter anderem mit der Bauplastik der Potsdamer Garnisonkirche und dem dort zu errichtenden Gruftbau Friedrich Wilhelms I. beschäftigt. Die Vorgaben des Generalfeldmarschalls ließen dem Bildhauer keinen großen Gestaltungsspielraum. Das Portrait aus dem Suckower Schloss, das als Vorlage für die detailliert gearbeitete Stegelitzer Alabasterfigur diente, ist nicht erhalten, jedoch in einer Abbildung überliefert. Danach veränderte Glume lediglich die Kleidung: Der Soldatenrock mit dem gestickten Stern des Schwarzen Adlerordens auf der linken Brust wurde für die Umsetzung in Stein durch den repräsentativen Küriss ersetzt.

War schon bei den eingangs erwähnten Prachtepitaphen in Ketzür und Nennhausen anhand der dominierenden Stifterfiguren ein gesteigertes Repräsentationsbedürfnis ablesbar, so steht bei dem Stegelitzer Monument ausschließlich die Person des Stifters im Mittelpunkt. Dazu dient nicht nur die Wahl der Darstellung als Standbild, sondern auch das ausdrücklich erwünschte Fehlen jeglicher Verweise auf Tod, Trauer und Vergänglichkeit oder auf religiöse Inhalte. Die Inschrift nennt nicht einmal die Lebensdaten. Insofern handelt es sich um ein reines Personendenkmal im Kirchenraum und der Wahlspruch des Stifters »Soli deo gloria« (Allein Gott die Ehre), der auch am Giebeldreieck seines Suckower Schlosses prangte, wirkt sehr weit entfernt. Bezüge zu öffentlichen Standbildern, die in jenen Jahren noch ausschließlich den Fürsten vorbehalten waren und mit denen Glume für Friedrich Wilhelm I. bereits Erfahrungen sammeln konnte, waren vom Stifter sicher durchaus bedacht.

Die freiplastische Standfigur am Grabmal war hierzulande eine Seltenheit. In den Niederlanden und Italien kam sie an Feldherrngrabmälern jedoch durchaus häufiger vor. Glume hatte sie im Sepulkralbereich nur einmal zuvor realisiert, für das erwähnte Gruftportal im Brandenburger Dom, das von den Vollfiguren des Herrn von Schlabrendorff und seiner Frau gerahmt wird. Unter den Grabmonumenten für hohe Militärs gab es damals in Brandenburg nur ein weiteres Beispiel: das um 1700 errichtete Monument für den Feldmarschall Hans Adam von Schöning im neumärkischen Tamsel bei Küstrin (heute Dąbroszyn), das jedoch einem sächsischen Bildhauer zuzuschreiben ist.

Aber so selten die freiplastische Standfigur an Grabmälern hierzulande blieb, findet sich doch unweit von Stegelitz gleich noch ein weiteres Beispiel. Und zwar in dem Ort, in dem Georg Abraham von Arnim geboren und auch bestattet wurde und in dessen Kirche er vermutlich lieber auch sein Standbild gesehen hätte, in Boitzenburg. Dort erinnert lediglich ein vergleichsweise schlichtes Epitaph an ihn – eine steinerne Platte, die über der Inschrift ein kleines bekröntes und von einigen Trophäen gerahmtes Medaillon mit dem Reliefportrait des Feldherrn trägt und an den Rändern die Wappen der Vorfahren aufweist.

Schräg gegenüber an der Nordwand erhebt sich das prachtvolle Ge-

dächtnismal für einen anderen Arnim – Georg Dietloff, den Neffen des Feldmarschalls. Im Gegensatz zu seinem Onkel und vielen Verwandten wählte der 1679 auf Boitzenburg Geborene eine Karriere fernab des Militärs. Nach seinem Jurastudium in Königsberg und Halle wurde er Landvogt der Uckermark und des Landes Stolpe, später wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Tribunals- und Appellationsgerichts sowie Lehnsdirektor und in seinen letzten Lebensjahren Direktor der kurmärkischen Stände. Ähnlich wie Georg Abraham war auch Georg Dietloff von Arnim sehr um die Sicherung und Erweiterung seiner Güter bemüht. In einer langwierigen Auseinandersetzung mit seinem Onkel um den Besitz von Ober- und Unterhaus Boitzenburg setzte er sich als erfahrener Jurist durch und vereinte seit 1712 wieder beide Häuser in einer Hand.

Wie in Stegelitz erhebt sich die Standfigur des 1753 Verstorbenen vor einer Nischenarchitektur und wird bekrönt vom arnimschen Wappen. Ansonsten übertrifft das Boitzenburger Denkmal an Pracht und Umfang das Stegelitzer bei weitem. Georg Dietloff ist in der Montur des Schwarzen Adler-Ordens dargestellt und trägt dazu den Johanniter-Orden, zu dem auch der federgeschmückte Hut zu seinen Füßen gehört. Auch hier diente wohl ein gemaltes Portrait als Vorlage. Das im letzten Lebensjahr Georg Dietloffs entstandene Bild des Berliner Hofmalers David Matthieu zeigt den Minister genauso gekleidet, lediglich die Haltung wurde für die Ausführung in Stein leicht verändert. Das faltenreiche, bewegte Gewand steht hier in reizvollem Kontrast zum eher schmucklosen, strengen Hintergrund. Der marmorne Schausarkophag vor dem Figurensockel wird links von einer Allegorie der Weisheit und rechts von einem trauernden Putto mit umgestürzter Lebensfackel und Totenkopf gerahmt. Die Farbgebung – das Grau der Architektur, das Weiß der Figuren und das Rot für die bekrönende Flammenurne, eine das Haupt hinterfangende Muschel und die den Sockel betonende Volute – unterstreicht den eleganten Gesamtausdruck.

Das Denkmal wird ebenfalls Johann Georg Glume zugeschrieben. Es hebt sich allerdings durch die eher strenge und zurückhaltende Gestaltung, die an zeitgleiche englische Grabmäler erinnert, von seinen sonstigen Werken ab. Andererseits zeigen



Boitzenburg, Grabmal für Georg Dietloff v. Arnim (Detail)

Behandlung und Details der Figuren viele Parallelen zu Glumes älteren Grabmälern. Geht man von einer Auftragsvergabe kurz nach 1753 aus, war Glume zu diesem Zeitpunkt bereits 74 Jahre alt. Sein Sohn Friedrich Christian, der bei ihm in die Lehre gegangen war und für Friedrich II. in Rheinsberg und Sanssouci gearbeitet hatte, war ein Jahr zuvor im Alter von nur 38 Jahren gestorben.

Zu vermuten ist, dass der jüngste Sohn Carl Philipp Glume (1724–1776), dem der Vater dann auch die Werkstatt vererbte, weil der Sohn sie »von seinem eigenen Geld bereits erbaut hat«, einen Anteil an der Arbeit übernahm. Laut Inschrift am Boitzenburger Monument gaben es die Kinder des Verstorbenen in Auftrag. Der Sohn Georg Dietloffs, Hof- und Kammergerichtsrat Abraham Wilhelm von Arnim, verfügte über enge Kontakte zum Berliner Hof und wird den Bildhauer aus-

gewählt haben. Leider sind dazu keinerlei schriftliche Quellen im umfangreich überlieferten Arnimschen Familienarchiv erhalten. Inwieweit es Vorgaben für die Gestaltung gab, muss deshalb offen bleiben. Die Standfigur war jedoch sicher Bedingung. Denn dass das Denkmal für den Staatsminister in Anspruch und Würde nicht hinter dem des Generalfeldmarschalls und langjährigen Konkurrenten um das Boitzenburger Erbe zurückstehen sollte, ist anzunehmen.

Heute gibt es eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den Monumenten in Stegelitz und Boitzenburg. Es ist der schlechte Erhaltungszustand der Figuren. Im Laufe der Jahre sind diverse Einzelteile abgebrochen, die nur noch zum Teil vorhanden sind. Vom schlechten Zustand dieser Spitzenwerke märkischer Grabplastik lässt sich auf den der weniger anspruchsvollen Gedächtnismale schließen.

Katharina Schicke

Das Kirchengestühl als Spiegel der sozialen Ordnung

St. Sebastian in Baruth und seine umliegenden Dorfkirchen



Baruth, Innenraum nach Südwesten, Ende der 1920er Jahre
(Repro: Messbildarchiv des BLDAM) Foto: M. Zeisig

*Katharina Schicke, Historikerin,
arbeitet als freie Ausstellungskura-
torin und freut sich über Hinweise
zu noch erhaltenen Beichtstühlen
in protestantischen Kirchen;
Tel. (03 37 04) 6 76 44*

In Reih und Glied stehen sie in fast jeder Kirche. Die geraden Lehnen und harten Sitzflächen sehen wenig einladend aus. Bunte Sitzkissen, an den Bankenden gestapelt, zeigen, wie die gegenwärtigen Gottesdienstbesucher mit den geerbten Sitzmöbeln leben. Kirchenbänke werden von Besuchern als selbstverständliches Mobiliar hingenommen, selten jedoch wird ihre Gestalt, ihre Geschichte und Bedeutung wahrgenommen. Ähnlich wie in einem Theater waren die Plätze in den protestantischen Kirchen bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts nummeriert. Es gab gute und weniger gute Plätze, die je nach Rang und Stand den Personen zugewiesen wurden und für die das Gemeindeglied Miete zahlte.

Auch wenn die Nummern an den Baruther Kirchenbänken nur noch an wenigen Stellen sichtbar sind, so ge-

ben die mit schwarz-grauer Marmorierungs-Malerei versehenen Bänke, die Wandgestühle mit hohen Rückenlehnen, die Emporen und Beichtstühle den Gesamteindruck aus der Entstehungszeit um 1680 wieder. Die erhaltene Einrichtung erlaubt einen Blick in die soziale Struktur und religiöse Praxis einer kleinen Residenzstadt um 1700. Ebenso berichten die Gestühle aus den Dorfkirchen Paplitz, Kemnitz, Groß-Ziescht und Schenkendorf vom Gemeindeleben in dieser Zeit.

Vor der Reformation war das Sitzen in der Kirche ein Privileg der Priester, Herrscher und Patrone. Der gemeine Mann oder die gemeine Frau konnte sich auf Steinsockeln, Klappstühlen oder auf dem Boden niederlassen, sofern er oder sie nicht stehen wollte. Bis 1500 hatte sich jedoch ein soziales Bedürfnis nach Sitzgelegenheiten für alle

und den damit verbundenen Repräsentationsmöglichkeiten entwickelt, das die Reformatoren aufnahmen und zu gestalten suchten. So entstanden in den protestantischen Kirchenräumen die ersten Kirchenstühle für das allgemeine Publikum. Zunächst bauten die Privatleute selbst ihre Kirchenstühle. Das führte oft zu Problemen für die Sichtverhältnisse und Akustik im Gottesdienst. Die sächsische Kirchenordnung von 1580 widmete deshalb dem Kirchenstuhlwesen einen Absatz. In Artikel 36 »Von den Stühlen in der Kirchen« ordnete der Landesherr an, dass ohne Genehmigung durch den Pfarrer oder einen Kirchenältesten kein Stuhl gebaut werden dürfe. Außerdem dürfe der Stuhl nach dem Tod nicht vererbt werden, sondern solle der Kirche anheim fallen, die über die Weitervermietung entscheiden dürfe. Diese Regelung der »Verkaufung der Stühle« sollte nur für die »privat personen« gelten, öffentliche Stühle, wie Ratsgestühl, Adelsgestühl, Kirchvätergestühl waren von dieser Regel ausgenommen. Die Anordnung zeigt, dass die Sitzplätze in protestantischen Kirchen zu diesem Zeitpunkt in öffentliche und private unterschieden waren, und sich die Kirche die Entscheidungshoheit über die Sitzordnung sicherte. Bald bauten die Kirchen selbst das Gestühl. So geschah es auch beim heute erhaltenen Baruther Gestühl, das in den Jahren nach dem letzten Kirchenbrand 1671 von Graf Johann Georg (gestorben 1690) errichtet wurde. Es ist bereits ein aus einer Hand gefertigtes Gestühl, das sich durch eine Vielfalt der Stuhlformen auszeichnet. Erhöhte Stühle mit hoher Rückenlehne, gedeckte Stühle mit Ausmalungen, Emporen, einfache Bänke und Klappstühle.

Dank eines erhaltenen Kirchenstuhlregisters von 1714 lässt sich die



Tür zum Kanzelaufgang, im Hintergrund Patronatsloge und Eingang zur Patronatsgruft
(alle Fotos: D. Oltmanns)

Sitzordnung ungefähr nachvollziehen. In der Kirche waren die Sitzplätze nach »Männern« und »Weibern« sortiert. Im Mittelschiff saßen die Frauen aufgeteilt auf vier Bank-Blöcke. In den Seitenschiffen nahmen die Männer in Wandgestühlen Platz. Eine Ausnahme bildete das Wandgestühl vor der herrschaftlichen Gruft, das den Kammerjungfern der Patronatsfamilie vorbehalten war. Daneben gab es die Aufteilung in die nördliche Herrschaftsseite und die südliche Ratsseite. Ein Anbau an der Nordseite beherbergt die gräfliche Gruft und darüber, abgehoben vom Volk, eine Loge mit Sterngewölbe für die Patronatsfamilie, die dort auf Lehnssesseln thronte. Ein Lehnstuhl aus dem Jahr 1755 ist noch erhalten. Zwei große Fensteröffnungen zum Kirchenschiff boten gute Sicht auf Kanzel, Altar und Gemeinde. Ebenfalls erhobene Plätze nahm die männliche Dienerschaft des Hofes auf

Teil des Gestühls mit späterer
Zufügung einer Sitzbekrönung aus
schwarz gestrichener
Laubsägearbeit, Grufteingang

der nördlichen Empore ein. In »öffentlichen« Stühlen saßen außerdem der »Amtmann« und der »Postmeister«, beides herrschaftliche Beamte. Ihr Stuhl könnte der schmale Baldachinstuhl (schränkförmiger Stuhl mit seitlichen Türen, Fenstern nach vorne und einer Bedachung) unter der Diener-Empore neben dem Nordausgang



gewesen sein, ein weiterer Stuhl dieser Art ist nicht erhalten.

Besondere Plätze nahmen auch die beiden Pfarrer ein, die über Baldachinstühle im Chorbereich verfügten. Der Stuhl des Superintendenten als dem Ranghöheren wird auf der Herrschaftsseite gestanden haben, der Stuhl des Diakons auf der Ratsseite. Der dritte Baldachinstuhl im Chorbereich zwischen Sakristei- und Grufteingang war der Beichtstuhl der Patronatsfamilie. Das Ratsgestühl schiebt sich auf der Südseite bis in den Chor hinein. Es ist als einziges der Männerstühle nicht von einer verschattenden Empore überdacht. Die Südepore, die früher noch bis an das Ratsgestühl heranführte, war für die Schüler vorgesehen, die mit Gesang die Arbeit des Kantors an der Orgel zu unterstützen hatten. Ihr Platz war keine Heraushebung aus dem Volk im Parterre, sondern ihrer Funktion im Gottesdienst geschuldet. Innerhalb der »Weiberstühle« erhielten im besten Viertel, gegenüber der Kanzel, auf der Herrschaftsseite und nah am Altar die Ehefrauen von Superintendent, Diakon, Rektor und Kantor einen Platz.

In der Forschung zu protestantischen Kirchenräumen wurde der Einbau von Bänken und Emporen in die Kirchen nach der Reformation lange Zeit auf die Einführung des Predigtgottesdienstes zurückgeführt. Nur bequeme Sitzplätze hätten die Voraussetzung für andächtiges Zuhören schaffen können. Der Kunsthistoriker Reinhold Wex kann diese Meinung glaubhaft widerlegen. Für ihn spiegeln die Sitzordnungen die hierarchisch geordnete Stände-Gesellschaft in der frühen Neuzeit wider. Jeder hatte seinen Stand nach außen kundzutun, ja mit



Frauengestühl vor der Kanzel mit Fußbänkchen und selbstgefertigten Sitzkissen, Klappsitze an Bankwangen



Männergestühl und Emporen, unterste Empore späterer Einbau von 1909

der Darstellung seines Standes in Form von Kleidung, Wohnung und Sitzplatz in der Kirche konstituierte sich erst sein Status, den er durch Geburt, Beruf, Geschlecht, Alter innehatte. Seinen Stand zu verbergen, galt nicht als Bescheidenheit, sondern als Betrug. Die Kirche war der einzige Ort, an dem damals alle Mitglieder einer Gesellschaft unter einem Dach zusammenkamen. Dass dieses Zusammentreffen geregelt verlief, war ein Ziel der Sitzordnungen. Der feste Sitzplatz machte aber auch das Fehlen einzelner Gemeindeglieder deutlich. 1652 ordnete der Kirchenpatron ein Strafgehalt an für jedes Haus, das nicht mindestens zwei Personen in den Gottesdienst entsandte. Während der Feier wurden die Kirchentüren verschlossen und leere Plätze notiert. Die Stuhlordnungen waren somit auch ein Mittel sozialer Kontrolle.

Die Sitzordnung der umliegenden Dorfkirchen, die alle Ende des 17. bzw. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts barock ausgestattet wurden, ist weniger stark differenziert als die der Residenzstadt Baruth. Dennoch sind klare Rangunterschiede der Sitzplätze auszumachen. Deutlich hervorgehoben sind die Sitzplätze im Chorbereich. Auch wenn der Chor seit der Reformation von Laien zur Abendmahlsfeier betreten werden durfte, so ist der Aufenthalt im Chor während des gesamten Gottesdienstes den Geistlichen und den Kirchenvorstehern vorbehalten. Der Pfarrer hatte in den vier Dorfkirchen einen Baldachinstuhl, der mit dem Aufgang zur Kanzel verbunden

war. Der Kirchenvorstand nahm in einem weiteren Baldachinstuhl gegenüber der Kanzel im Chor Platz.

So ist es noch zu sehen in der Kemmlitzer Kirche, deren Einrichtung vollständig erhalten ist. In Paplitz wurde bereits der Stuhl des Kirchenvorstands und in Schenkendorf der Pfarrstuhl entfernt, so dass der ursprüngliche Zustand nur anhand von Fotos und Zeitzeugen rekonstruiert werden konnte. Dies gilt auch für die Kirche in Groß-Zieschitz, deren Choreinrichtung in den 1960er Jahren komplett erneuert wurde. Die schriftlichen Überlieferungen dieses Sprengels sind reichhaltig. Das Gestühl ließen die Groß-Zieschitzer neben einem neuen Altar und einem neuen Beichtstuhl in den Jahren 1709–1713 errichten und malen. Erwähnt werden Stühle für Frauen, Männer und Kirchenälteste. Auf Geheiß des Superintendents von Baruth musste der Pfarrer 1770 Stuhlgebühren in seiner

Gemeinde einführen. Die Einnahmen sollten der Tilgung von Baukosten dienen. In einem Brief an den Superintendenten klagte der Pfarrer seine Not: »Die Leute sehen hier das ordentliche Stuhllösen als eine Neuerung mit gar großen Augen an, und lassen sich wenig darin weisen.« Das Kirchstuhllösen blieb bis ins 20. Jahrhundert hinein üblich. Der letzte Eintrag im Baruther Kirchenstuhlbuch stammt von 1920. Die Paplitzer Kirchenbänke trugen ebenfalls Nummern, wie ein Foto vom Anfang des 20. Jahrhunderts beweist. Sicher werden auch die anderen Dorfkirchen früher oder später diese Einnahme-Möglichkeit genutzt haben.

Paplitz weist als einzige Dorfkirche im Solms'schen Herrschaftsbereich eine Loge auf. Dies deutet darauf hin, dass die gräfliche Familie bisweilen auch den Paplitzer Gottesdienst besuchte. Schenkendorf, das zwar zum Sprengel Baruth gehörte, unterstand



*Detail Beichtstuhl
»Zehn Gebote« (1680)*

einem anderen Kirchenpatron, dem ortsansässigen Gutsherren. Dieser ließ sich im 18. Jahrhundert eine besondere Loge bauen. Anstelle der Apsis setzte er einen zweigeschossigen halbrunden Anbau. Im Erdgeschoss befand sich die Familien-Gruft, im ersten Stock die durchfensterte Loge. Der Altar wird von großen Grufteingängen im Erdgeschoss und den Logenfenstern im ersten Stock umrahmt. Die Gemeinde blickte während des Gottesdienstes nicht nur auf Altar und Kanzel, sondern auch auf ihre Obrigkeit beziehungsweise diese auf sie herab.

In Baruth verfügte die Adelsfamilie über einen eigenen Beichtstuhl, der zusätzlich zu den beiden allgemeinen Beichtstühlen im Chorbereich steht. Der Graf, der an herausgehobener Stelle am Gottesdienst teilnahm, begab sich zur Beichte ins Parterre. Im Unterschied zu den allgemeinen Beichtstühlen, die ebenerdig betreten werden, befindet sich hier jedoch die Sitzbank auf einem Podest, also leicht erhöht. Bis ins 18. Jahrhundert war auch in protestantischen Kirchen die Einzelbeichte Voraussetzung zur Zulassung zum Abendmahl, mit der gleichzeitig eine Glaubensprüfung verbunden war. Auf Konfessionsgemälden des 17. und 18. Jahrhunderts gibt es verschiedene Darstellungen des Beichtvorgangs. Entweder saßen beide im Beichtstuhl nebeneinander oder der Beichtende stand außen vor dem Stuhl und kniete zur Absolution nieder. 1719 führte der Landesherr ein »Allgemeines Kirchengebet« ein, das als Drucksache an die Gemeinden verteilt wurde und bis heute in den Baruther Kirchenakten aufbewahrt wird. Es enthält einen Abschnitt, in dem die Gemeinde gemeinsam beichtet und um Absolution bittet.

Die Funktion des »Hochgräflisch Herrschaftlichen Beichtstuhls« lässt sich nur aus der Benennung im Kirchenstuhlregister erschließen, da keine besondere Ausmalung oder Beschriftung am Stuhl vorhanden ist. Die Ausmalung der allgemeinen Beichtstühle weist jedoch eindeutig auf ihre Verwendung hin. Die Bemalung der Beichtstühle zeigt Motive aus dem Themenkreis Reue und Sündenvergebung. Der linke Stuhl präsentiert im Mittelbild die Tafeln mit den Zehn Geboten, die Moses von Gott am Berg Sinai erhielt. Neben den Geboten wird dem Beichtenden ein reuiger Sünder vorgeführt, der sich durch die Attribute Hase und Hund als unkeusch, neidisch und zornig ausweist. Der Hahn, der im Neuen Testament Petrus an sein

Verleugnen Christi erinnert und dessen Reue auslöst, könnte hier ebenfalls für die Bereitschaft zur Reue stehen. Im Bild rechts wird der Sünder von Gottes Hand aus der Wolke von seinen Sünden losgesprochen. Ähnlich sind die Bilder im rechten Beichtstuhl zu verstehen, die eine reuige Sünderin zeigen. Im Mittelbild ist der Schmerzensmann mit seinen Leidenswerkzeugen dargestellt. Dieses Andachtsbild soll den Betrachter an die Wunden und Schmerzen gemahnen und erinnern, die Christus auf sich genommen hat zur Vergebung der Sünden. Ein Beichtstuhl in der St.-Marien-Kirche von Dahme (um 1685) weist genau die glei-

weist sich der Baldachinstuhl links vom Altar durch Bibelverse als solcher aus: »Wer seine Missetat leugnet, dem wird nicht gelingen. Wer sie aber bekennet und lässt, der wird Barmherzigkeit erlangen« und »Jesus sprach zu seinen Jüngern: Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.«

Die Beichte als Pflichtinstitution war ein Bestandteil des städtischen wie dörflichen Lebens der Frühen Neuzeit, das ohne Kirch- und Abendmahlsgang nicht vorstellbar war. In der individualisierten Gesellschaft von



Beichtstuhl der Patronatsfamilie Solms-Baruth (1680)

chen Abbildungen auf: Zehn Gebote, Schmerzensmann, reuiger Sünder, Absolution erhaltender Sünder.

Auch in den Dorfkirchen standen und stehen zum Teil noch Beichtstühle. Meist diente der Pfarrstuhl auch als Beichtstuhl. Die Groß-Zieschter Kirchenakten führen bei der Erneuerung ihrer Kircheneinrichtung 1709–1712 auch einen Beichtstuhl auf. In Paplitz

heute kann sich jeder und jede ihren Platz selber suchen, Mangel herrscht gewöhnlich nicht. Oft bilden sich auch jetzt bestimmte Sitzgewohnheiten heraus. Jeder Gottesdienstbesucher hat seinen Lieblingsplatz. Gibt es auch keine Nummern oder Namensschilder mehr, so fungiert doch das individuelle Sitzkissen oder Fußbänkchen wie ein Platzhalter.

Mark Pockrandt

Goldstücke in der Uckermark

Zur Eröffnung des »Dorfkirchensommer in Brandenburg 2005«



Dorfkirche von Petznick

Wer sucht, der findet. Doch manchmal stößt man bei der Suche auf Dinge, die man vorher nicht erwartet hätte. So dürfte es auch Fontane bei seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg gegangen sein, als er – zu Besuch beim Walchower Superintendenten Kirchner – ein reichhaltiges Raritätenkabinett bestaunte. Darunter befand sich jenes Goldstück, »ein römischer Dukaten aus dem fünften Jahrhundert mit dem Bilde des Kaisers Zeno, im Sande der Uckermark gefunden.« Für Fontane handelt es sich hierbei nicht um einen kuriosen Fund, der allein dazu bestimmt sei, in der Glaskastensammlung zu verschwinden. Vielmehr soll er den Wunsch wecken, unsere Landschaft zu entdecken.

Die Uckermark hält eine Vielzahl an Goldstücken bereit. Nach einigen muss man tief graben, andere liegen offen zutage. Wer sie kennen lernen will und sich auf die Suche begibt, wird in jedem Fall reich belohnt – unabhängig davon, was man zuvor erwartet hat. Diese Erfahrung durfte auch ich machen, als ich meine Pfarrstelle in der Uckermark antrat. Als gebürtigem, in der Großstadt aufgewachsenen Berliner war mir allenfalls Templin ein Begriff. Dass die Uckermark viel mehr zu bieten hat, erfahre ich nun täglich an Ort und Stelle.

Anfangs musste ich an die Offenbarung des Johannes denken: Gleich zu Beginn stehen dort sieben Send-

schreiben an sieben Gemeinden in Kleinasien. Auch hier sind es sieben Gemeinden, die zu meinem Pfarrsprengel Herzfelde gehören: Herzfelde, Klosterwalde, Metzelthin, Mittenwalde, Jakobshagen, Petznick und Warthe. Jede dieser Gemeinden hat bestimmte Merkmale. Jede hält ihre eigenen Goldstücke parat. Da gibt es die kleine und die große Gemeinde, die arme und die reiche. Die eine hat einen Glockenturm, die andere eine Orgel. Die eine hat eine frisch renovierte Kirche, bei der anderen fällt das Kirchendach bald in sich zusammen. »Einer trage des anderen Last« – das ist die biblische Losung, wenn eine von ihnen in Not gerät.

Am Heiligabend konnte in der Kirche zu Petznick kein Gottesdienst stattfinden. Gerne hätten die Petznicker in ihrer Kirche Gottesdienst gefeiert. Doch der Hauptraum der kleinen Kapelle ist nicht benutzbar. Putz bröckelt von den Wänden, an denen der Regen seine tiefen Spuren hinterlässt. Vergangenen Sommer ist ein Baum im Sturm umgefallen und hat das Kirchendach stark beschädigt. Seitdem bemühen sich die Gemeinden des Pfarrsprengels, den Petznickern zu helfen. Sie sind auf Spenden angewiesen; denn die Versicherung kommt für den Schaden nicht auf.

Damit die Goldstücke der Uckermark auch einem breiteren Publikum vor Augen geführt werden können,

Dr. Mark Pockrandt ist Pfarrer im Entsendungsdienst für die Gemeinden des Pfarrsprengels Herzfelde und Koordinator bei der Initiative »Dorfkirchensommer in Brandenburg«.

wird der »Dorfkirchensommer in Brandenburg« feierlich am 1. Mai 2005 in Klosterwalde (bei Templin) eröffnet. Dazu sind Sie herzlich eingeladen. Die Spende, die aus diesem Anlass gesammelt wird, soll der Kirche in Petznick zugute kommen. Und wenn Sie dann schon einmal in der Gegend sind, begeben Sie sich doch auf die Suche nach den Goldstücken der Uckermark: in den Kirchen ebenso wie in der hügeligen und seenreichen Landschaft. Regelmäßig kreisen Fisch- und Seeadler zum Beutefang über dem ca. 72 Hektar großen Petznicksee. Und vielleicht gelingt es Ihnen, wie Fontane, ein Goldstück in der Uckermark zu bewundern: zum Beispiel die Sumpfschildkröte beim Sonnenbad – eine besondere Rarität der Region.

1. Mai 2005 um 14 Uhr, Klosterwalde (bei Templin):

Eröffnung des »Dorfkirchensommer in Brandenburg 2005« mit dem Nimburger Kirchenchor; anschließend Kaffeetafel und Möglichkeiten zur Begegnung auf dem Kirchhof, bei schlechtem Wetter in der Kirche.

Um Spenden für die baufällige Kirche in Petznick wird gebeten:

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e.V.
Kto.-Nr. 51 99 76 70 05
BLZ 100 900 000
Berliner Volksbank
Kennwort: Petznick

Kontakt:

Pfr. i.E. Dr. Mark Pockrandt
Kreuzkruger Str. 12, 17268 Herzfelde,
Telefon/Fax (03 98 85) 22 40;
E-Mail: dks@ekbo.de
www.dorfkirchensommer.ekbo.de

Ulrich Schöntube Hieroglyphen in der Kirche?

Ulrich Schöntube ist Theologe und promoviert z. Z. über protestantische Emporenmalereien im Brandenburger Raum.

»Na, was sagen Sie dazu? Dieser Stab mit dem Auge sieht doch wie ein Freimaurer-Zeichen aus, oder?« Der Pastor blickt mich fragend an. In der kleinen Dorfkirche in Krampfer in der Nähe von Perleberg stehen wir vor einer Ostempore mit einem Kanzelaltar. Zu beiden Seiten erstrecken sich Emporen mit insgesamt sieben Bildtafeln. Über ihnen stehen Bibelsprüche – die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz. Bei einigen Tafeln meint man, sogleich Bild und Spruch deuten zu können, wie beispielsweise bei dem Bild zu den Worten »Vater, vergib ihnen«. Da hält die Hand des Sohnes die züchtigende Hand des Vaters über der Erde zurück. Doch andere Tafeln, wie z. B. das Zepher mit dem Auge, bleiben rätselhaft. Was hat es mit diesen Tafeln auf sich, woher kommen sie?

Zwei Wappentafeln an der Empore ermöglichen eine relativ genaue Datierung. Jakob Ernst von Blumenthal und Catharina von Düringshoven erwarben das Gut Krampfer, wie die Adelschronik derer von Blumenthal zu berichten weiß, 1688 von den Familien Möllendorf und Grävenitz. Reimar von Möllendorf kaufte Krampfer 1770,



also gut hundert Jahre später, zurück. Doch der Entstehungszeitraum der Tafeln lässt sich noch genauer eingrenzen. Jakob Ernst von Blumenthal stirbt 1696, seine Gattin folgt ihm ein Jahr später. Nimmt man an, dass die Tafeln nicht zum Gedächtnis der beiden, sondern zu ihren Lebzeiten angebracht wurden, dann dürften die seltsamen Bilder der krampferschen Ostempore zwischen dem Erwerb des Gutes und dem Hinscheiden der Eheleute, also zwischen 1688 und 1696/7, zu datieren sein. Doch damit wissen wir noch nicht sehr viel über die Tafeln, denn natürlich fragt man: Was bedeuten sie?

Es ist bekannt, dass die sieben letzten Worte Jesu Gegenstand von Betrachtungen, Predigten oder auch

Dorfkirche Krampfer, Bildtafel an der Empore



Dorfkirche Krampfer, Bildtafel an der Empore (alle Fotos: U. Schöntube)

von Kompositionen waren. Auf der Suche nach Predigten aus der Zeit kann man mit etwas Glück einen seltenen Band mit dem klangvollen Titel finden: »Erklärung der Sieben Worte/Welche der Herr Jesus zuletzt am Creutz/als sieben starke Posaunen von sich hören und vernehmen lassen.« Die nur noch in Halle und Wolfenbüttel erhaltene Predigtsammlung stammt aus der Feder von Johannes Schlemm (1636–1718), einem Hofprediger, Superintendenten und Konsistorialrat, der im thüringischen Gotha, in Dornburg und Bürgel tätig war. Jeder Predigt ist ein Kupferstich vorangestellt, der von den unbekannten Malern in Krampfer auf die Tafeln der Emporenbrüstung übernommen wurde. Mit den Predigten Schlemms lässt sich also das Geheimnis des Stabs mit dem Auge lüften. Der lutherische Theologe leitet seine umfangreiche Ab-



Wappentafeln an der Empore

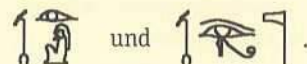
handlung zum dritten Wort Jesu am Kreuz mit folgender Überlegung ein:

»Wenn die Ägypter nach der Heiden Art und Manier/die Vorsorge der

Götter und ihre allerweiseste Regierung und Verwaltung derer Dinge/so hinieden auf Erden sind/haben wollen exprimieren und ausdrücken/so haben sie dieselbe unter folgendem Emblemate und Sinnbilde vorgestellt. Nemlich sie mahleten einen geraden/schönen Königlichen Scepter/und über demselben ein Auge/das seine Strahlen allenthalben hinwarff/mit dieser Überschrift: Vigili cura! So auch wir von der allweisen Regierung und klugen Vorsicht unsers Gottes/ein Emblema sollten stellen und aufrichten / so könnten wir zwar voriges behalten/und zwar mit grösserem Fug und Recht/... Drum wir ihm zum Sinn und Merckbild mit besserem Fug eine geraden/ schönen/Königlichen Scepter aufrichten/drüber ein allsehendes Auge schwebet/mit dieser Überschrift: Vigili Cura!«

Zu Schlemms Zeiten waren die Hieroglyphen als Lautschrift noch nicht entschlüsselt. Vereinfacht ausgedrückt dachte man, das alte, geheime Weltwissen der Ägypter sei in den Bildern der Hieroglyphen verborgen und man könne durch die Kombination der entschlüsselten Bildzeichen die Hieroglyphen im Ganzen entziffern. Besonders im ausgehenden 16. Jahrhundert wurden in Italien Schriften antiker Autoren bekannt, in denen Hieroglyphen beschrieben und als Bilder gedeutet wurden. Darunter war der Traktat »Isis und Osiris« von Plutarch (46–120 n. Chr.). Der vor allem durch seine Biographien bekannte antike Verfasser er-

wähnt in dieser Schrift eher nebenbei, das Zeichen des allsehenden Osiris sei ein Zepter, über dem ein Auge stehe. Tatsächlich kennt man aus der Zeit zwischen 250 v. Chr. bis 100 n. Chr. etwa 50 verschiedene Schreibweisen des Osiris, in denen ein Zepter mit einem Auge vorkommt, wie zum Beispiel:



Vielleicht hatte unser Hofprediger die schriftliche Umschreibung dieser Hieroglyphe in dem Traktat Plutarchs gelesen, als er sich dieses Zeichens für seine Predigteinleitung bediente, ohne jedoch auch nur den Namen des fremden Gottes zu erwähnen. Die Umdeutung der Hieroglyphe zum Emblem für den fürsorgenden Gott erreicht unser Prediger durch die Interpretation der einzelnen Bestandteile des Bildes. So passe das Zepter zum Herrn, weil er Recht und Gerechtigkeit nicht verdrehe. Auch das überall hinsehende Auge sei ihm eigen, da dem Herrn nichts verborgen sei.

Der ungeduldige neuzeitliche Leser der Predigt fragt sich bei dieser Deutung, was die rechte Allwissenheit und die rechte Sorge Gottes nun aber mit dem dritten Wort Jesu zu tun hat, das in Krampf über diesem Bild steht: »Weib, siehe, das ist dein Sohn.« Auf fast einhundert Seiten entfaltet Schlemm folgenden Gedanken: Die Fürsorge Gottes zeige sich darin, dass Jesus Maria und Johannes, die unter dem Kreuz stehen, für die Zukunft aneinander weise. Die Pointe der Predigt ist die gesicherte Altersvorsorge Marias, die nach dem Tod ihres Sohnes vor einem Nichts stehen würde. Aus dieser Vorsorge Jesu sollen die Hörer für sich die Lehre ziehen, für ihre Eltern Sorge zu tragen: »Es ist der Umstand zu beklagen, dass ein Vater oder eine Mutter für zehn Kinder sorgen können/ aber nicht zehn Kinder für einen Vater oder eine Mutter.«

Fassen wir zusammen, dann ergibt sich folgender Weg des Bildmotivs. In Ägypten entstehen in später Zeit verschiedene Hieroglyphen, die den Namen des Osiris ausdrücken. Sie enthalten ein Auge und ein Zepter. Ein Lateiner zeichnet die Osiris-Sage der Ägypter auf und erwähnt nebenbei, das ihm bekannte Zeichen des fremden Gottes sei ein Auge über einem Zepter. Seine Schrift wird erst in der Renaissance wieder überliefert. Hier erfährt ein lutherischer Theologe von der Bedeutung des Zepfers mit dem Auge. Die Hieroglyphe wird in seiner



Seite aus der Predigtsammlung von Johannes Schlemm



Blick zur Empore

Predigt zu einem Emblem für die Gegenwart und Fürsorge des biblischen Gottes. Ein Kupferstecher entwirft das Bild zur Predigt. Ein Maler übernimmt

das Bild an die Empore in der Prignitz. Ein Prediger erklärt dort vermutlich der Gemeinde den Zusammenhang mit dem Wort über dem Bild. Bleibt nun

zu sagen: »Na, was sagen Sie dazu? Das Zepter mit dem Auge sieht doch aus wie eine Hieroglyphe – war auch mal eine.«

Stadtkirche St. Nikolai Luckau

Sonderaktionen zum Themenjahr **»Kulturland Brandenburg 2005«**

in Kooperation mit **»Erlebte Geschichte – Kirchen in historischen Stadtkernen«**

Pfingstsonntag, 15. Mai um 10 Uhr

»Zwischen Himmel und Erde«

FESTGOTTESDIENST – Festakt/Empfang

zur Eröffnung von »Kulturland 2005« in der Region Luckau

Anschließend Sonderführungen in der Kirche

Samstag, 28. Mai um 15 Uhr

Eröffnung der Dauerausstellung in der Nikolaikirche

Samstag, 3. September

Öffentliches Kolloquium mit Fachbeiträgen

»Zur Sanierung der Nikolaikirche«

Samstag, 10. September ab 19 Uhr

»Nacht der Offenen Kirche und Keller«

mit Sonderführungen

Sonntag, 11. September

Tag des Offenen Denkmals mit Sonderführungen

Sonntag, 11. Dezember

Nikolaikirche

Auszeichnung als »Denkmal des Monats«

Weitere Informationen unter www.kirche-luckau.de

Peter Schmidt

»Paleste seindt nicht zu bauen«

Friderizianischer Kirchenbau im Oderbruch



Denkmal Friedrichs des Großen in
Neutrebbin (Foto: P. Schmidt)

Die deutsche Besiedelung der ostelbischen Territorien, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann, machte auch das heutige Brandenburg zu einem christlichen Land. Für die Kirche war mit dieser Besiedelung nicht nur eine Vermehrung ihrer Einkünfte, sondern auch die Verpflichtung verbunden, die neuen Lande geistlich zu versorgen. Der Aufbau der dazu erforderlichen Kirchen- und Pfarrorganisation ist zwar im einzelnen nur lückenhaft überliefert, die Ergebnisse jedoch sind unübersehbar. Es sind vor allem die im 13. Jahrhundert errichteten Granit- und Backsteinkirchen, die vielerorts bis heute das Gesicht der märkischen Dörfer prägen. Nicht nur die Festigkeit ihrer Mauern lassen diese steinernen Kirchen wie für die Ewigkeit errichtet erscheinen, auch ihr wirtschaftliches Fundament war fest gefügt. Die Landausstattung

der Kirchengebäude – die Erträge der sogenannten Kirchenhufe – reichten aus, das Gotteshaus zu errichten, zu unterhalten und zu schmücken. Sieben Jahrhunderte hielt dieses Fundament, ehe es mit der Auflösung der agrarisch geprägten Strukturen brüchig wurde.

Eine äußerlich der mittelalterlichen Landnahme ähnliche Situation entstand in Brandenburg – wenn auch in deutlich begrenzterem Umfang – noch einmal im 18. Jahrhundert mit der Trockenlegung des Oderbruchs. 130.000 Morgen fruchtbaren Acker- und Weidelandes, die mit der Eindeichung der Oder zwischen Reitwein und Hohensaaten gewonnen worden waren, mussten nun besiedelt und die Kolonistenfamilien kirchlich versorgt werden. Er habe hier im Frieden eine Provinz erobert, begeisterte sich Friedrich der Große an diesem Meliorationswerk. Die Hälfte des urbar gemachten Landes war königlicher Besitz, der Landesherr damit Patron und für die kirchlichen Bauten seiner neuen Dörfer verantwortlich. Wie schwer sich der König jedoch mit den geistlichen Bauten tat, wie wenig die Kolonisation des 18. Jahrhunderts in dieser Hinsicht der mittelalterlichen deutschen Besiedelung glich und auf welch schwankendem Grund sich friderizianischer Kirchenbau tatsächlich vollzog, zeigt das Beispiel der königlichen Kirchen für die neuen Dörfer des niederen Oderbruchs, die Entstehung der bis 1771 in Neubarnim, Neuküstrinchen, Neulewin, Neulietzegörcke, Neutornow und Neutrebbin errichteten Gotteshäuser und deren Nachfolgebauten.

Die eigentliche Kolonisation des niederen Bruches hatte 1753, nach sechsjähriger Damm- und Grabenarbeit, begonnen, war jedoch alsbald durch den Siebenjährigen Krieg (1756–1763) ins Stocken geraten. Den Be-

*Dr. Peter Schmidt ist Historiker
und z. Z. Leiter des Bilderbogen-
Dokumentationszentrums in
Neuruppin.*

siedlungsplan hatte im Auftrag des Königs der Oberst Wolff Friedrich von Retzow entworfen, der darin auch in groben Zügen die Erbauung von Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern in den Kolonistendörfern festgelegt hatte. Da Retzow – inzwischen Generalleutnant – bereits 1758 auf dem Feldzug verstarb, hatte der Kriegs- und Domänenrat Simon Leonhard von Haerlem diesen Plan umzusetzen. Haerlem, der bereits bei der Trockenlegung des Bruches maßgebliche Verantwortung getragen hatte, erarbeitete im Jahre 1760 einen detaillierten Entwurf zur geistlichen Versorgung der inzwischen 896 Kolonistenfamilien in den »Königlichen Oder-Etablissements-Dörfern«, ein Gutachten, »wie viel Kirchen ... zu erbauen ... wie viel Reformirte und Luttersche Prediger auch Küster und Schulmeister anzusetzen« seien.

Zu diesem Zeitpunkt – im März 1760 – war noch keine Kirche erbaut. Für die 735 lutherischen Kolonistenfamilien amtierte lediglich in Neulewin ein Pfarrer, der notdürftig von den umliegenden Landpfarreien unterstützt wurde; den 140 reformierten Familien teilten dreimal jährlich die Prediger aus Küstrin und Müncheberg das Abendmahl aus und für die weit verstreuten 21 katholischen Kolonisten und Häusler zelebrierte Pater Anthon vom Invalidenhaus auf seiner Rückreise von Frankfurt dreimal jährlich in Wriezen die Heilige Messe und nahm die Beichte ab.

Unter diesen Bedingungen erstaunt es nicht, dass Haerlem von den Reformierten in Neutrebbin bedrängt wurde, sie nun endlich wie versprochen, »mit eigenen Predigern und Kirchen, auch tüchtigen Schulmeistern ihrer Religion zu versehen und dadurch im Christenthum aufzuhelfen, weil ihnen sonst ihre Jugend gantz verwildere«. Haerlem drängte zunächst auf den Bau der zwei von Ret-

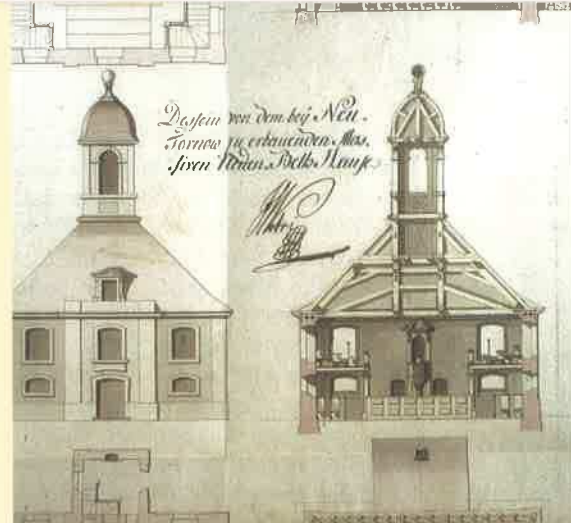
zow für je 200 Familien vorgesehenen großen Simultankirchen in Neulewin und Neutrebbin, für die der Kriegsrat Feldmann die Bauzeichnungen liefern sollte.

Für die Dörfer jenseits der Oder, also im Land zwischen Alter Oder und neuem Hauptstrom, waren überhaupt noch keine Vorkehrungen getroffen. Retzow hatte ursprünglich erwogen, diese neuen Dörfer nach Altreetz einzupfaren, die dort bestehende Kirche zu erweitern und einen der drei Wriezener Pastoren dorthin umzusetzen. Doch da sich zum einen weder die Altreetzer Gemeinde noch die Wriezener Pastoren dazu bereit finden wollten und zum anderen die inzwischen zahlreich angesiedelten reformierten Familien einen eigenen Prediger beanspruchen konnten, entschloss sich Haerlem, für die jenseitigen Dörfer drei Kirchen errichten zu lassen, zwei kleinere hölzerne in Neulietzegöricke und Neutornow und eine große massive »ohnweit Neu Cüstrinchen«. Letztere sollte als eine Art Zentralkirche den inzwischen aufgebauten Dörfern Königlich und Adlig Neureetz, Neuküstrinchen, Neurüdnitz, Neumäde- witz und Neukietz bei Wriezen dienen. »Was den Orth, wo die Neu Cüstrincher Kirche, nebst die Pfar Häuser projectet habe, betrifft, ist solcher nicht bequemer im gantzen Bruch auszufinden«, schrieb Haerlem, »denn er liegt vors Erste etwas hoch und daneben fast in der Mitte derer dazu gewidmeten 4 Haupt Dörffer«.

Doch Haerlems Plan war das eine und dessen Umsetzung unter den gegebenen Bedingungen ein anderes. Die Kirchen diesseits der Oder wurden zwar noch während des Krieges begonnen, blieben aber wegen Geldmangels sehr bald unfertig liegen. Auch

dem Ingenieuroffizier Isaak von Petri, der gleich nach Friedensschluss mit der Fertigstellung der Kirchenbauten beauftragt wurde, stand zunächst nur entwertete sächsische Münze zur Verfügung, für die 1763 kein Tagelöhner arbeiten wollte. Petri musste auf Naturalentlohnung ausweichen und bekam die Kirchen auf diesem Wege nicht fertig. Im Jahre 1766 waren die drei Simultankirchen in Neutrebbin, Neulewin und Neuküstrinchen – auf 58 bis 62 eingeramnten Pfählen gegründete 92 mal 47 Fuß große Quersäle mit vor die Längsseite gesetzten 100 Fuß hohen Glockentürmen – noch immer ohne Dach, und das gerichtete Holzwerk verfaulte. Über den Bau in Neutrebbin waren bereits zwei Meister verstorben. Am weitesten fortgeschritten war das auf steinernem Fundament errichtete kleinere Bethaus in Neulietzegöricke, dem allerdings noch der Innenausbau fehlte.

Erst nachdem Friedrich der Große 30.000 Taler zur Vollendung der Bauten des Oderetablissemments bewilligt hatte, konnten die Kirchen königlichen Patronats fertiggestellt und ein regelmäßiger Gottesdienst im Bruch eingeführt werden. Eine im Sommer 1769 von der kurmärkischen Kammer veranlasste Untersuchung der vom Bauinspektor Christiani für diese Summe veranschlagten Arbeiten entzündete sich an der offenbar vorgesehenen Reparatur der »wegen der Länge der Zeit verfaulten, gesunkenen und ruinierten« Kirchtürme. »Da Sr. Königl. Maj. durchaus vor die Thürme welche besonders bey diesen Kirchen in der Folge sehr viele und kostbare Unterhaltung erfordern werden, nichts wissen wollen«, sollten sie abgenommen und nur vereinfacht wiederhergestellt werden. Petri ließ daraufhin



Neutornow, Entwurf eines massiven Bethauses von Petri



Neulietzegöricke, Zeichnung der Fachwerkkirche von 1771

»die hohen Laternen und Helmstangen am Thurm« weg und hat, wie er im August 1769 an die Kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer berichtete, »die neuen Kuppel-Dächer nach aller Möglichkeit dergestalt gedrückt, daß sie doch noch ein Passables Aussehen behalten«.

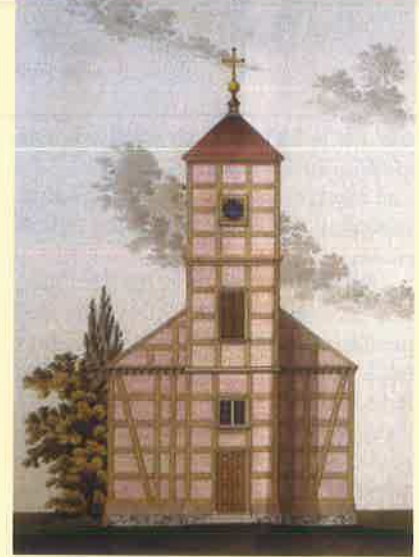
»Paleste seindt nicht zu bauen«, hatte der König von Anfang an gefordert und so wurde gespart, wo es nur ging. Ein massiver Bau entstand nach einem eigenen Entwurf des Oberstleutnants von Petri nur in Neutornow, am hochwasserfreien Hang der Neuenhagener Berge, alle anderen Kirchen – auch die in Neuküstrinchen – waren Holzkonstruktionen, viermal verriegelt, deren Gefache einen halben Stein stark ausgemauert und im Inneren mit Lehm abgeglichen waren.

Neulietzegöricke, Kirche von 1840 (Foto: P. Schmidt)



Im Herbst 1769 war als erste die Kirche in Neulietzegörice unter Dach und Fach gebracht, im Frühjahr darauf die massive Kirche in Neutornow. Die anderen vier halbfertigen Kirchenbauten litten außer unter Geld- und Holzmangel noch zusätzlich unter den Tücken der Elemente. 1770 hatten Dammbrüche und die »dadurch verursachte Überströmung alle zur Stelle gewesene schwimmende Materialien und Requisiten mit weggenommen und was an Steinen und Kalck daselbst vorrätig gewesen, auch was an Holtz und andern Materialien aufs Neue hingschaft worden, (war) von denen Colonisten, welche ihre ruinirte Häuser, Backöfen und Feuerstellen

Wie wenig Vertrauen allerdings die Bauverantwortlichen in die Dauerhaftigkeit dieser Gotteshäuser hatten, geht aus einem anderen Schreiben Petris an die Kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer hervor, in dem er anstelle von Dachziegeln für die Verwendung hölzerner Spohndächer plädiert und sehr deutlich wird: »Den Kirchen, welche auf solche hohe Stiehle nur in vier Wänden verbunden und mit keinen Scheide- oder Verbindungs-Wänden versehen sind, dienet in der Höhe kein so schweres Stein-Dach, denn wan es stürmet und der Wind nur ein paar Zoll das Gebäude überdrücken kann, ist das Übergewichte des schweren Daches im Stande, ein



Neulewin, Zeichnung der Kirche von 1841



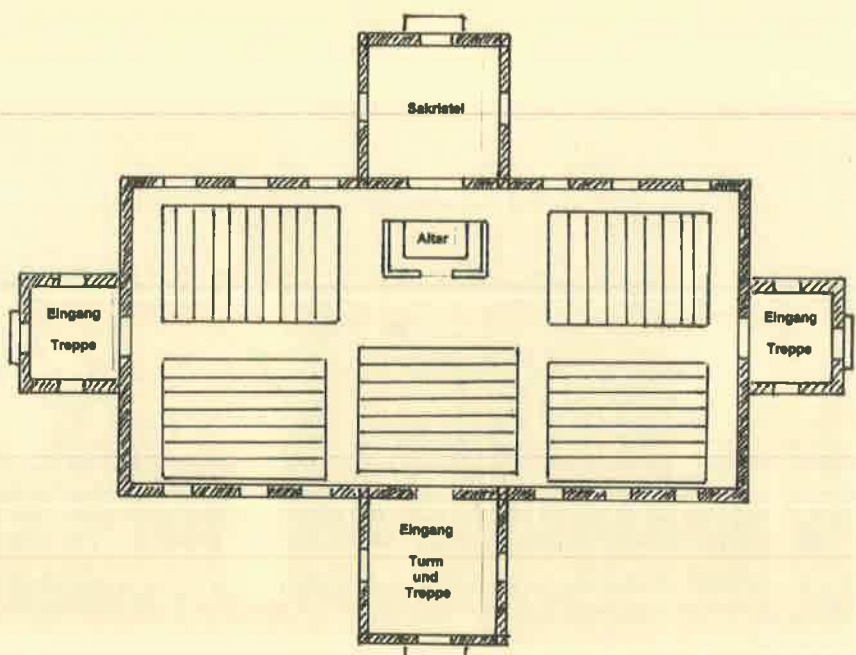
Neuküstrinchen, Kirche von 1880 (Foto: P. Schmidt)

solch leichtes Gebäude völlig niederzuwerfen.«

Als 1775 in Neutrebbin Feuer ausbrach und man durch Sturmläuten Hilfe herbeirufen wollte, fiel erstmals auf, dass in den kleinen Türmen weder Glocken noch Glockenstühle vorhanden waren. Mit der Begründung, dass »das Sturmläuten ... sowohl bey Feuer Schäden als bey jeden andern Vorfällen, wo die Zusammenkunft der Gemeinde erfordert wird, das leichteste Mittel (ist), die Leute geschwinde zu versamlen«, beantragte das Amt Wriezen daraufhin die Anschaffung von Glocken. »Selbst den benachbahrten Orthen ist es ein Zeichen zur Hilfs-Leistung oder Verfolgung der Deserteurs und andern Delinquenten, so daß die Anschaffung der Glocken auch ohne Rücksicht des Gebrauchs bey Gottesdienstlicher Versammlung der Gemeinde ... schon eine Sache ist, wofür eine gute Polizey sorgen muß«.

vor Winters absolute wieder herstellen mußten, größten Theils gestohlen« worden. Petri war gezwungen, die notwendigen Materialien noch einmal zu beschaffen und klagte, dass »bey so gestalten Umständen ... einen jeden der Muth entfallen (müsse), dergleichen Bauten zu dirigiren«. Unter diesen Umständen verwundert es nicht, dass der inzwischen zum Oberst avancierte Petri noch im Februar 1771 schrieb, er wolle seinem »Gott danken, wann (er) diese sämtliche Gebäude und Kirchen, für das in denen Anschlägen angesetzte Geld-Quantum fertig« bringe. Zu Michaelis 1771 war das Werk jedoch geschafft und alle sechs Kirchen eingerichtet.

Grundriß der 1771 fertiggestellten und 1878 abgebrochenen Kirche von Neuküstrinchen (Zeichnung: P. Schmidt)



Des Oberstleutnants von Petri Ahnungen bezüglich der Instabilität der im Bruche neu erbauten Gotteshäuser erwiesen sich schon sehr bald als Realität. Bereits im Jahre 1781 beschreibt ein Gesuch der beiden Pfarrer Nusche und Schmidt, das eigentlich mehr ein Hilferuf war, die Kirche in Neuküstrinchen als baufällig und besonders den Turm infolge der gänzlich verfaulten Schwellen als akut einsturzgefährdet. »Wenn schwere Regen einfallen«, so heißt es darin, »kann fast niemand an seinem Ort trocken und ruhig sitzen bleiben, ja sogar unser Altar wird oft mit Regen- und Schnee-Wasser ganz bedeckt, daß wir bey der Communion fast nicht wissen, wie wir uns helfen sollen.« Ebenso sieht es in den anderen Kirchen aus. 1782 ist die Kirche von Neulietzegörice aus dem Lot gewichen. 1788 sind vom Neutrebbiner Turm, dessen Oberteil 1802 abgetragen werden muss, zwei Wände heruntergestürzt. 1791 muss der einsturzgefährdete Turm der Neulewiner Kirche abgestützt werden.

Die begründeten und offensichtlich dringenden Reparaturanträge brachten die Behörden nun allerdings in arge Verlegenheit. Zwar hatte man den Kolonisten bei ihrer Anwerbung versichert, die Kirchen auf königliche Kosten erbauen und unterhalten zu lassen, doch die Vorsorge für deren tatsächlichen Unterhalt offenbar vergessen. Eine erste Ermittlung ergab, dass nur die schon von Retzow vorgesehenen Kirchen in Neulewin und Neutrebbin ausreichend mit Land versorgt waren, in Neuküstrinchen fanden sich lediglich sechs Morgen, die man für 19 Taler verpachtet hatte. Den insgesamt 168 Talern jährlicher Einnahmen aller sechs Kirchen standen wenige Jahre nach ihrer Fertigstellung bereits mehrere tausend Taler an Reparaturkosten gegenüber. Instandsetzungen konnten zunächst überhaupt nur ausgeführt werden, weil sich die Handwerksmeister bereit gefunden hatten, ihre Leistungen ratenweise – über mehrere Jahre gestreckt – beglichen zu bekommen.

Alles in allem erstaunt es nun kaum noch, dass diese vor der Zeit baufällig gewordenen, aus schlecht verbundenem Fachwerk und teils minderwertigem Material erbauten Kirchen, die dauernd kostspielige Reparaturen erforderten, bei Behörden und Gemeinden sehr bald den Wunsch nach einem massiven Ersatz nährten. Dorfbrände und schließlich die Zerstörungen am Ende des letzten Krie-

ges brachten weitere Verluste. Von manchem ersten Gotteshaus eines Bruchdorfes hat sich nicht einmal eine flüchtige Zeichnung erhalten.

Die erste Kirche, die durch einen Neubau ersetzt wurde, war die Neutrebbiner. Im Jahre 1810 wurde der Bauinspektor Carl Dornstein mit der Projektierung beauftragt. Sein Entwurf aus dem Jahre 1813 zeigte bereits gotisierende Formen. Ausgeführt wurde jedoch die von der Königlichen Ober-Bau-Deputation, namentlich von Karl

Friedrich Schinkel, überarbeitete Fassung, die eine der ersten neugotischen Landkirchen in Brandenburg entstehen ließ. Der am 30. Oktober 1817 eingeweihte Bau war für Schinkel ein Gebäude, das »der ausführende Baumeister sich ... recht angelegen seyn lassen möge, damit (es) dereinst als Muster dastehen könne«.

Im Jahre 1831 musste die Kirche in Neulewin baupolizeilich gesperrt werden. Nach langen Verhandlungen zwischen der Gemeinde und der Regierung

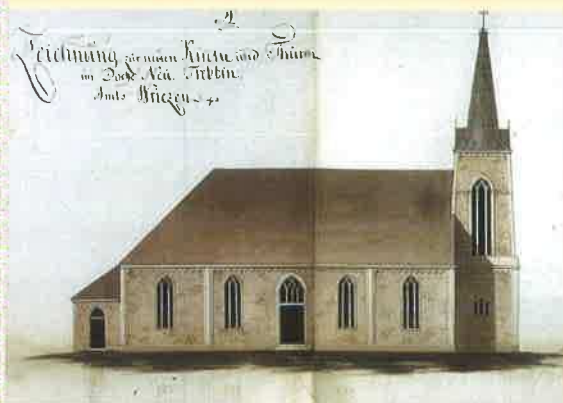
Atelier Ilona Berkei



Restaurierung historischer Glasfenster Klassische Glasmalerei

Konzeption, Ausführung und Dokumentation
insbesondere bei klassischer Glasmalerei des Mittelalters
des 19. Jahrhunderts, des Jugendstils bis zur Moderne
Zustandskopien, stilgenaue Neuanfertigung, Neuentwürfe
Bleiverglasung und Außenschutzverglasungen

Ilona Berkei, Dipl.-Restaurator und Glasmaler RFV
Atelier Starnberger Straße 11 · D-15738 Zeuthen b. Berlin
Telefon +49 33762 9 20 96 · Fax +49 33762 9 20 01
E-Mail: info@atelier-berkei.de
www.atelier-berkei.de



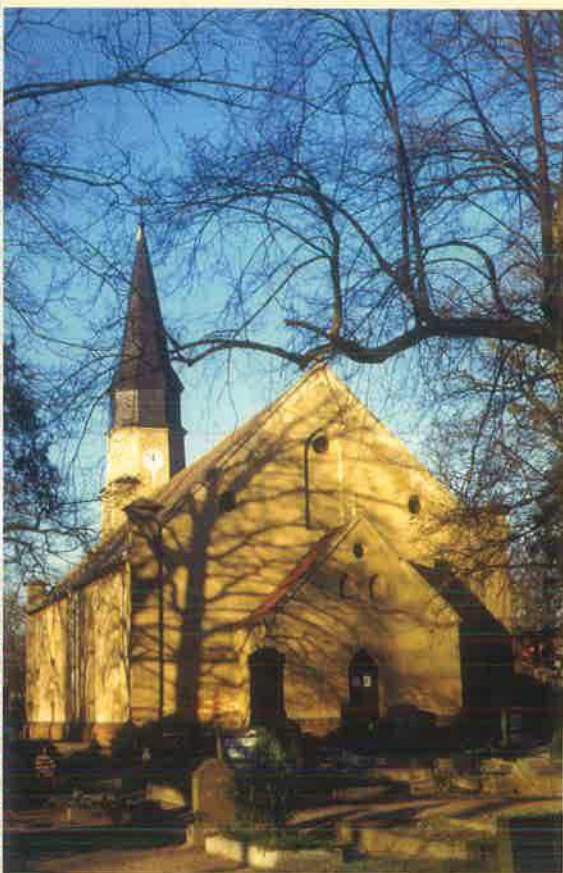
Neutrebbin, Zeichnung für eine neu zu erbauende Kirche von Dornstein, 1813

wegen der Aufbringung der Kosten und zwischen den beteiligten Baubehörden wurde am 19. Dezember 1841 schließlich eine schlichte Fachwerkkirche eingeweiht, die auf einen von John Blew überarbeiteten Grundentwurf des Bauinspektors Karl August Schwieger zurückging. Dieser Nachfolgebau ist 1945 zerstört worden.

Schwieger entwarf auch die heutige Kirche von Neulietzegöricke, die das 1832 abgebrannte Bethaus ersetzte. Es ist ein mit massiver Verblendung und Verputz in klassizistischen For-



Neutornow, Kirche nach mehreren Umbauten (Foto: V. Thie)



Neutrebbin, Kirche von 1817 nach einem Entwurf von Schinkel (Foto: P. Schmidt)

men versehener Fachwerkbau, der am 25. Oktober 1840 eingeweiht wurde und bis heute nahezu unverändert geblieben ist.

Im Jahre 1878 schließlich wurde die Kirche von Neuküstrinchen abgebrochen und durch den jetzigen, am 31. März 1880 eingeweihten neoromanischen Backsteinbau ersetzt. Mit ursprünglich 1600 Plätzen bewahrt er durch seine großen Querhäuser ein wenig die Erinnerung an die alte, für mehrere Kolonistendörfer errichtete kreuzförmige Fachwerkkirche.

Am längsten hatte von den fünf Fachwerkbauten die 1945 zerstörte Kirche von Neubarnim Bestand, die im ursprünglichen Plan von Retzow und Haerlem gar nicht vorgesehen war. Der erstmals im Jahre 1866 von der Oberbarnimer Kreisbauinspektion erwogene Abriss war auf den vehementen Widerstand der Gemeinde gestoßen. Als in den dreißiger Jahren neuerliche Abrisspläne erwogen wurden, griff die brandenburgische Denkmalschutzbe-

hörde ein. Der damalige Provinzialkonservator Erich Blunck begründete 1937 sein Eintreten für die »künstlerisch und historisch wertvolle Kirche« mit der »hervorragenden Wirkung des stattlichen Gebäudes, die ein Neubau ... auch wenn er gut gelungen ist, nicht erreichen wird« und mit der »Ehrfurcht vor der Geschichte des Dorfes, die nur in der friderizianischen Kirche verkörpert wird«.

Nur die massive, von Petri für die Gemeinden von Neutornow, Neuglietzen und Neukietz bei Freienwalde entworfene, 1769/1770 erbaute Kirche hat alle Wechselfälle der Zeiten überdauert. 1877 unter Verwendung des ursprünglichen Dachreiters um einen Turmanbau bereichert und 1930 nach einem Dachstuhlbrand einfühlsam um ein Halbgeschoss aufgestockt, ist sie heute die letzte der für die im niederen Oderbruch auf königlichem Grund angesiedelten Kolonisten erbaute Kirche, die noch der friderizianischen Zeit angehört.

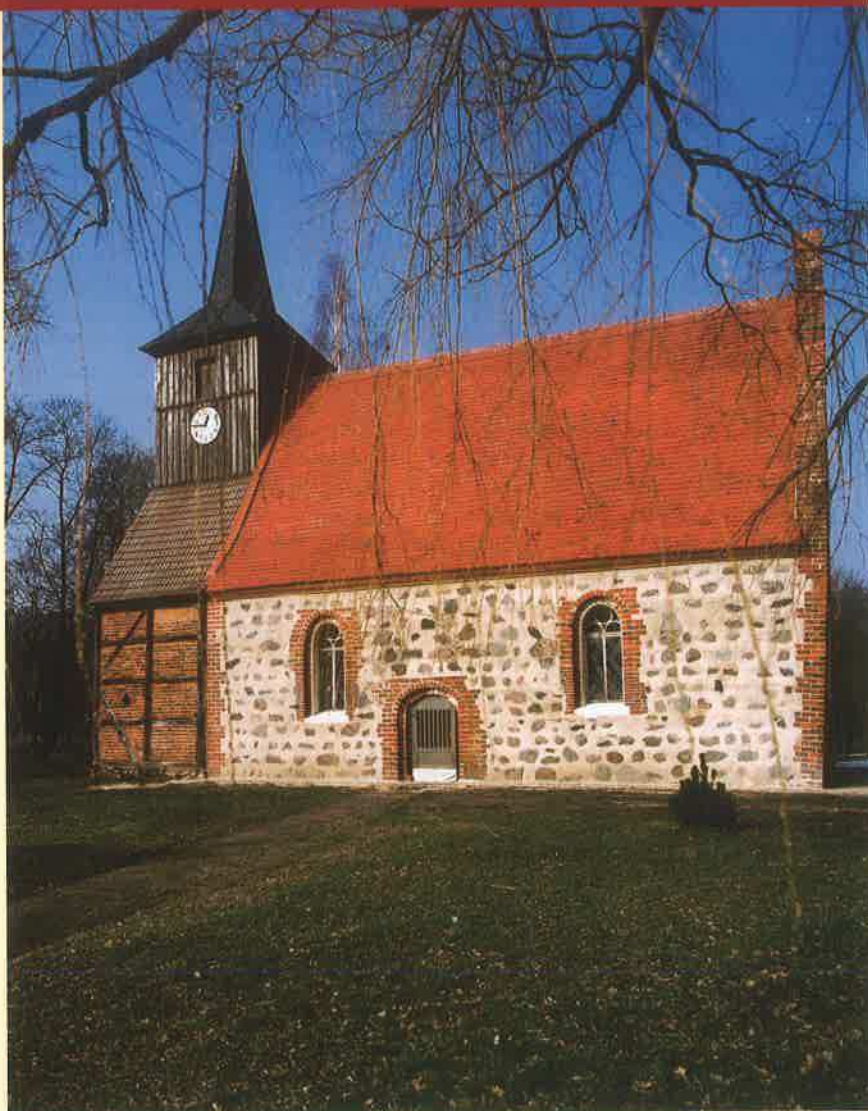
Werner Ziems Die Engel von Berlitt

Werner Ziems ist Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.

Wer die kleine Dorfkirche in Berlitt in der Ostprignitz betritt, sucht sie vergebens, denn nichts deutet auf ihre Existenz hin. Der schlichte rechteckige Raum mit seiner einfachen Ausstattung, einem Kanzelaltar und Gestühl, entstanden nach den großen Verheerungen durch den Dreißigjährigen Krieg, ist in seiner jetzigen Form vor allem durch die purifizierende Umgestaltung der Ära nach dem letzten großen Krieg geprägt. Die Wände und die Decke sind weiß gestrichen, das Gestühl einfarbig grün, allein der kleine Kanzelaltar zeigt eine aufwändigere Gestaltung in den Farben des Zeitgeschmacks: verschiedene Grüntöne, Dunkelrot und einige Goldakzentuierungen. Nur Eingeweihte wissen, dass auf dem Dachboden ein kleiner Schatz schlummert: die Engel von Berlitt.

Zu einem Stapel aufgeschichtet liegen dort die Bretter der alten Kirchendecke. Sie kamen bei den im Jahr 2003 durchgeführten Sanierungsarbeiten an der Unterseite der Dachbodenbretter überraschend zum Vorschein. Vermutlich wurden die ehemaligen Deckenbretter erst 1880 bei der umfassenden Renovierung des Kirchenraumes durch den Einbau der jetzigen Deckenverbreiterung abgedeckt und waren seit dem nicht mehr sichtbar. Der teilweise durch Holzschädlinge verursachte desolate Zustand der Bretter erforderte nun ihre Bergung. Dadurch ergab sich die einmalige Gelegenheit, alle Deckenbretter nebeneinander auf einer Wiese neben der Kirche auszubreiten und sich so einen Überblick von der noch vorhandenen Bemalung, der Art der Motive und ihrem Erhaltungszustand zu verschaffen. Mit diesen Arbeiten war der Restaurator Tom Zimmermann beauftragt.

Zur großen Freude der Anwesenden konnte festgestellt werden, dass sich die Bretter nahezu der gesamten Deckenfläche erhalten hatten und dass deren Bemalung ohne spätere Übermalungen in weiten Teilen noch gut erkennbar war. Auf weißem Grund



Dorfkirche Berlitt (Foto: M. L. Preiss)



(Fotos: T. Zimmermann)

überziehen blaue filigrane Ranken in großen Bahnen die sich zwischen den Deckenbalken bildenden Felder. Die Balken selbst sind an den Kanten mit roten Bändern versehen. Unterbrochen sind die rankenverzierten Felder durch zwölf kreisrunde, ebenfalls mit einem roten Band eingefasste, Medaillons – in jeder zweiten Bahn drei – verteilen sie sich gleichmäßig über die gesamte Fläche. In den Medaillons sind Darstellungen von geflügelten Wesen und einer männlichen Figur dargestellt. Unschwer lassen sich elf Figuren als musizierende Engel deuten. Durch die detailgetreue Wiedergabe von unterschiedlichen Musikinstrumenten bzw. durch Gesten sind deren einzelne Aufgaben in diesem Orchester genau



charakterisiert: eine Harfe, zwei Flöten, eine Laute, eine Violine, ein Paar Kesselpauken; zwei Engel, die Notenbücher in ihren Händen halten, dürften wohl als Sänger fungieren; die beiden Engel in der östlichen Reihe, links und rechts neben der männlichen Figur, halten ihre Hände in anbetender Geste gefaltet bzw. zum Himmel erhoben. Die männliche Figur in der Mitte, an dem exponierten Standort unmittelbar über dem Altar, ist als Christus zu identifizieren – im leichten Halbprofil dargestellt, mit langen auf den unbedeckten Schultern aufliegenden, gelockten Haaren – gleichsam als der Dirigent dieses Engelschores. Nur ein Engel lässt sich aufgrund seines schlechten Erhaltungszustandes nicht näher bestimmen.

Dieser bemerkenswerte Fund wirft natürlich eine Reihe von Fragen auf, die eine Antwort verlangen. Aus welcher Zeit stammt diese Bemalung? Wie ist der vorgefundene Bestand zu bewerten? Wie ist mit ihm umzugehen? Welche Konsequenzen ergeben sich in der Zukunft bei der weiteren Sanierung des Kirchenraumes?

Anhand einer dendrochronologischen Untersuchung (ausgeführt von Dr. Uwe Heußner vom Deutschen Archäologischen Institut und von Tilo Schöffbeck) kann das Holz der Bretter kurz nach 1676 datiert werden. Die Ausführung der Malerei kann aber einige Jahre bzw. auch Jahrzehnte später erfolgt sein.

Sowohl die Art der Malerei, die verwendeten Motive, ihre handwerkliche Ausführung, als auch das Wissen um die einzelnen Bauphasen der Kirche lassen ihre Entstehung in der Zeit um 1700 vermuten – einer Zeit, in der Engelsscharen in großer Zahl die Kirchen bevölkerten. Das beliebte Re-

naissance-Motiv als Putto mit Flügeln, oder als von Flügeln eingefasster Puttenkopf wuchs sich zu immer größer werdenden, frei im Raum agierenden Figuren aus. Auf Altären und Epitaphen fanden sie bevorzugte Plätze, aber auch auf Orgelprospekten und an den Decken der Kirchen waren sie präsent und verkörperten die Verbindung zwischen der irdischen Welt und der himmlischen Sphäre. In besonderer Weise wurde ihre Wirkung durch das Einbeziehen von Bewegung und Musik unterstützt, in dem sie z. B. mit beweglichen Gliedern ausgestattet von den Orgelprospekten herab musizieren, wie bei einigen noch vorhandenen Figuren der Bernauer Orgel aus der Zeit um 1600, oder als Taufengel an einer beweglichen Hängevorrichtung von der Decke schweben konnten, davon zeugt z. B. das erhaltene Taufengelfragment aus der Kirche in Zernitz.

Während sich Altäre und andere Ausstattungsstücke in der Regel über die Jahrhunderte erhalten haben, ist von den sicherlich einst in weit größerem Maße vorhandenen barocken Deckengestaltungen weniger überliefert. Dies mag zum einen daran liegen, dass sie im Laufe der Zeit des Öfteren durch schadhaft gewordene Dächer und die damit eindringende Feuchtigkeit in Mitleidenschaft gezogen wurden, und zum anderen an den besonderen Schwierigkeiten, schadhafte großflächige Deckenmalereien zu restaurieren. So können im Umfeld von Berlitt nur wenige Vergleichsbeispiele



genannt werden: z. B. die Pfarrkirche in Havelberg, wo sich Reste einer bemalten Holzdecke erhalten haben und die Dorfkirche in Zernitz, in unmittelbarer Nachbarschaft von Berlitt. In Zer-

nitz bietet sich die Gelegenheit, zu der vollständig erhaltenen, im vergangenen Jahr restaurierten, Deckenmalerei auch die dazugehörige Barockausstattung in seltener Geschlossenheit zu bewundern.

Die 2003 durch den Restaurator Tom Zimmermann erfolgte Bestandsaufnahme der barocken Decke aus Berlitt war gleichzeitig mit einer ersten Reinigung und Sicherung der Malerei verbunden. Leider konnten im Zusammenhang mit der Dachsanierung keine weiteren restauratorischen Maßnahmen erfolgen. Die Deckenbretter wurden zunächst nummeriert und dann ordentlich zu einem Stapel geschichtet wieder auf dem Dachboden der Kirche eingelagert. Die Frage, ob dieser bedeutende Bestand einer barocken Raumgestaltung wieder restauriert und in der Kirche sichtbar präsentiert werden soll, bedarf noch der weiteren Klärung. Die Einschätzung des vorgefundenen Zustandes von Holzsubstanz und Malerei zeigt, dass eine Restaurierung technisch möglich ist und für den Kirchenraum zweifellos einen kulturellen wie ästhetischen Zugewinn bedeuten würde. Dabei ist nicht so sehr die künstlerische Qualität der Malerei bei der Ausführung der einzelnen Motive von Bedeutung, sondern viel mehr die Wirkung, die durch die Deckenmalerei für den Gesamtraum gegeben ist, die in den märkischen Dorfkirchen ausgesprochen selten vorzufinden ist. Bei der Suche nach einem Gesamtkonzept sind natürlich auch andere Gesichtspunkte, die einzelnen Veränderungen und Gestaltungsphasen des Kirchenraumes mit seinen Ausstattungsstücken, mit einzubeziehen. Eine entscheidende Rolle wird aber schließlich noch die Finanzierbarkeit der Restaurierungsmaßnahmen spielen. Eine erste Grundvoraussetzung für eine spätere Restaurierung ist durch die Sanierung des Dachstuhles und die Erneuerung der Dachdeckung erfreulicherweise gegeben. Die jetzige Depositionierung der Deckenbretter auf dem Dachboden der Kirche hält jedenfalls diese Option offen.

Der Blick nach Zernitz und der dort noch erlebbare weitgehend originale barocke Raumeindruck einer kleinen Dorfkirche könnte bei der anstehenden Entscheidung für die Restaurierung der Deckenmalerei und den Wiedereinbau in der Kirche in Berlitt Vorbild und Anregung sein, dieses Zeugnis künstlerischen und religiösen Gestaltungswillens für die Zukunft zu erhalten und seinen Bestand zu sichern.

Stephan Schönfeld/Ingolf Walther Silbermann in Brandenburg Die Dorfkirche Lebusa

Im Dorf Lebusa, am Übergang des Niederen Fläming zum Elbe-Elster-Land gelegen, befindet sich mit der dortigen Kirche ein Gotteshaus, in dem die Frömmigkeit des 18. Jahrhunderts in Holz und Stein gegenwärtig ist. Diese 1725 bis 1727 gebaute Kirche wurde in den vergangenen Jahren aufwändig saniert. Sie ist vor allem durch ihre Silbermann-Orgel, eine von zweien im heutigen Bundesland Brandenburg, bekannt. Äußerst wertvoll aber ist in ihrem Innern auch eine erstaunlich vollständig erhaltene Ausstattung des 18. Jahrhunderts, von den Ständern zur Liedanzeige über die Sanduhr an der Kanzel bis hin zu Meißner Öfen mit chinesischen Motiven in der Patronatsloge und der Sakristei.

Nachdem der Generalleutnant der Kavallerie Moritz Friedrich von Milckau 1723 das Patronatsrecht über Lebusa erhalten hatte, ließ er die alte Kirche abbrechen und wahrscheinlich nach Plänen Matthäus Daniel Pöppelmanns das jetzige Gebäude errichten.

In Bezug auf die Orgel muss General von Milckau schon vor 1714 von Gottfried Silbermann gewusst und seiner Orgelbaukunst vertraut haben, ist doch sein Name unter den Geldspendern für die Freiburger Domorgel zu finden. So mag für ihn im Blick auf seine neue Kirche in Lebusa der Gedanke an den großen Orgelbauer nahe gelegen haben, der seine Werke trotz attraktiver Angebote aus der Fremde außer für einige thüringische Orte ausschließlich für seine sächsische Heimat baute.

Aus der Bauzeit ist kaum etwas bekannt. Dass die Orgel gemeinsam mit der Kirche 1727 vollendet wurde, ist wenig wahrscheinlich, hatte Silbermann in diesem Jahr durch die Vollendung der Instrumente in Oederan und Rochlitz sicher keine freien Kapazitäten, um auch das Lebusaer Werk fertig zu stellen. In einem Orgelweihgedicht für die 1730 übergebene Glauchauer Orgel wird aber das Instrument in »Lobus« (=Lebusa) erwähnt, so dass unsere Orgel 1728 oder 1729 vollendet sein dürfte.



Dorfkirche Lebusa (Fotos: V. Thie) |

Für Instrumente ähnlichen Umfangs verlangte Silbermann über 500 Taler. Die Lebusaer Orgel ist eine der kleineren ihres Meisters. Auf ein Manual und Pedal verteilen sich 14 Stimmen. Dennoch lassen sich durch Silbermanns klangökonomische Dispositionsweise sowohl ein voller, strahlender Plenumklang als auch ver-

schiedenste weitere charaktervolle Klangfarben realisieren. Die Orgel erklingt im Chorton und ist damit reichlich 1/2 Ton höher als der Kammerton gestimmt. Dem Betrachter zeigen sich im Prospekt drei flache Rundtürme und zwei kleinere Zwischenfelder, die Pfeifen von Prinzipal 8' und Praestant 4' enthalten.



Silbermann-Organ in der Dorfkirche Lebusa

Durch seine Lehrzeit in Straßburg brachte Silbermann Anregungen aus dem französischen Orgelbau mit nach Mitteldeutschland. Neben klanglichen und technischen Besonderheiten bedeutet dies auch eine auffällige konzeptionelle Vereinheitlichung seiner Instrumente, wodurch ähnliche Klang- und Bauformen an allen Silbermann-Organen zu finden sind.

In seiner Vergangenheit hat das Instrument kaum verändernde Eingriffe über sich ergehen lassen müssen, so dass die Originalsubstanz weit-

estgehend erhalten blieb. 1953 und 1994/97 erfolgten umfangreiche Restaurierungsarbeiten.

Jedem, der sich auch in Lebusa mit Silbermanns Werk beschäftigt, ist es ob der klanglichen und handwerklichen Qualitäten eine Ehre und Herausforderung. Der Freiburger Kantor J. G. Fischer schrieb 1821 über die Orgeln Gottfried Silbermanns, »daß dieselben noch nie erreicht viel weniger übertroffen sind«. Möge dieses Instrument auch weiterhin zur Ehre Gottes und zur Stärkung im Glauben erklingen.

Neben den Gottesdiensten finden im Sommer regelmäßig Orgelkonzerte statt. An einem dieser Tage sind die Brandenburgischen Sommerkonzerte zu Gast.

Konzerte

an der Silbermann-Organ
in Lebusa 2005

Sonntag, 29. Mai – 17 Uhr

Orgelkonzert mit Christian Skobowsky
Dresdner Musikfestspiele,
Eintritt: 13,- EUR

Sonntag, 26. Juni – 17 Uhr

Orgelkonzert mit Ulrich Wittenberg
»Luther und Bach«

Sonntag, 24. Juli – 17.00 Uhr

Konzert der Brandenburgischen Sommerkonzerte

»Der junge Bach – zwischen Virtuosität und Genialität«

Jörg Halulbek, Berlin,
Organ und Cembalo

Sonntag, 20. August – 17 Uhr

Orgelkonzert mit
Armin Thalheim, Berlin

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein

Dorfkirche Alt Krüssow (Landkreis Prignitz)

BENEFIZKONZERT

für die Instandsetzung der ehemaligen
Wallfahrtskirche Alt Krüssow

Werke von Joh. Chr. Bernhard, Händel, Telemann u.a.

Sonntag, 7. August 2005, 15 Uhr

Ausführende: Ensemble Uccellini (Gudrun Anders – Sopran, Andreas Lorenz – Bariton, Tabea Höfer – Violine, Katharina Glös – Blockflöte, Danuta Jacobasch – Violoncello, Dorothea Glös – Cembalo)

Ev. Stadtkirche Storkow (Landkreis Oder-Spree)

BENEFIZKONZERT

für die Sanierung der Dorfkirche von Groß Schauen

Chorkonzert mit Werken von Johann Sebastian Bach u.a.

Sonntag, den 9. Oktober 2005, 16 Uhr

Ausführende: Chor der Schlosskirche Berlin-Buch
(Leitung: Andrea Kulin)

Iris Wunderlich

Meisterlich alle Register gezogen

Die wiederentdeckten Orgeln des Albert Hollenbach



Dorfkirche Meseberg (Foto: J. Barr)

Angefangen hat alles bei einem Rad-ausflug ins schöne Ruppiner Land: Dort entdeckte der Orgelliebhaber John Barr in dem idyllischen Ort Meseberg bei Gransee seine erste Hollenbach-Orgel. Die ehemals gotische Saalkirche des Dorfes, die durch Umbauten im 18. und 19. Jahrhundert einen ländlich-barocken Charakter sowie einen neobarocken Turm erhielt, beherbergt dieses Instrument. Es wurde für den gebürtigen Amerikaner und Wahlberliner Barr der Auftakt der leidenschaftlichen Erforschung des bis dahin fast vergessenen Orgelbauers Albert Hollenbach und seiner Werke.

Schon beim ersten Spiel auf dieser kleinen Orgel war deutlich hörbar, dass es sich hier um ein Instrument von hoher Verarbeitungsqualität in Kombination mit einer hervorragenden Abstimmung seines Klanges auf die Akustik des Raumes handelt. Diese Begabungen, das handwerkliche Können einerseits und ein auf musikalisches Gespür aufbauendes Wissen um die Symbiose von Raum und Klang andererseits, lassen den brandenburgischen Orgelbauer zu Recht als einen Meister seines Fachs erscheinen.

Hollenbach wurde am 11. Februar 1850 in dem Dörfchen Blankenberg zwischen Wusterhausen und Neurup-

pin geboren. Der Sohn eines Müllers in sechster Generation brach mit der beruflichen Tradition seiner Familie. Er ging 13 Jahre in die Lehre bei führenden Orgelbaumeistern seiner Zeit wie Friedrich Hermann Lütkemüller in Wittstock, Eberhard Friedrich Walcker im süddeutschen Ludwigsburg und Friederich Ladegast im sachsen-anhaltinischem Weißenfels. Hollenbach ließ sich 1877 schließlich in Neuruppin nieder. Er schuf fortan vor allem für den märkischen Raum überwiegend kleine, einmanualige Orgeln mit neoromanischer oder neogotischer Schauseite des Pfeifengehäuses und durchschnittlich sieben Registern. Von den insgesamt 83 Instrumenten in Brandenburg sind wenige zweimanualige Exemplare erhalten, das größte in Köritz bei Neustadt/Dosse mit 19 Registern.

Die »Größe« der kleinen Orgeln Hollenbachs ist wohl seinen wenig zahlungskräftigen Auftraggebern, zumeist Dorfgemeinden, geschuldet. Uneinigkeit besteht aber bei der inzwischen zur stattlichen Größe angewachsenen Hollenbachbegeisterten Musiker- und Forschergemeinde in der

Dr. Iris Wunderlich ist Archäologin und freischaffende PR-Referentin.

Frage, warum der Orgelbauer einer zu seiner Zeit schon veralteten technischen Bauweise, der mechanischen Schleifladentechnik, treu blieb. Im 19. Jahrhundert waren nämlich pneumatisch gesteuerte Membranladen modern, während die Schleiflade, die bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schon relativ hoch entwickelt war und dann in der Barockzeit als Typus in voller Blüte stand, nunmehr als unmodern galt. Der Unterschied dieser beiden Techniken liegt – vereinfachend zusammengefasst – in der Art und Weise, wie die Luftzufuhr der einzelnen Orgelpfeifen und Register angelegt und gesteuert wird. Hollenbach hielt jedenfalls unbeirrt an der Schleifladentechnik fest, obwohl er in einer frühen Phase seiner Tätigkeit auch pneumatische Membranladen im Angebot hatte. Dass er aber nach der allgemein verbreiteten Meinung diesem nicht zeitgemäßen Typus nur wegen des eher einfachen, vermeintlich anspruchslosen Auftraggeberumfeldes den Vorzug gab, ist wenig plausibel. Diese Theorie des



Meseberg, Hollenbach-Orgel von 1892 (Foto: U. Pape)



John Barr an der Hollenbach-Organ in Herzberg bei Lindow (Foto: M. Grote)

Bauens von »überalterten technischen Ladenhütern« lässt sich mit der hohen Verarbeitungsqualität seiner Instrumente nicht gut in Einklang bringen. Hollenbach hielt vielmehr aus Überzeugung an dieser Bauweise fest.

Die Treue zu der alten und im Grunde überlegenen Technik wurde ihm nicht belohnt: Am Ende des Jahres 1903 musste seine Firma Konkurs anmelden, er starb kurz darauf am 24. Januar 1904. Sein Schicksal erscheint besonders tragisch, denn 20 Jahre später hätte ihm die Entwicklung des Orgelbaus Recht gegeben: Bedeutende Musiker, Musikwissenschaftler und Orgelbauer leiteten mit der sogenannten »Orgelbewegung« die Renaissance der barocken Bauweise und damit unter

anderem auch die Wiedereinführung von Schleiflade und mechanischer Spieltraktur ein.

Um so wichtiger ist es Barr und den inzwischen zahlreichen Freunden der »Landorgeln mit Charakter«, so die treffliche Bezeichnung dieser Instrumente in einem Zeitungsartikel von Ulrike Merz, das Werk und die Leistung dieses außergewöhnlichen Orgelbauers einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Nach der Entdeckung der Hollenbach-Organ in Meseberg initiierte Barr dort in den Jahren 2002 und 2003 Konzertreihen, die außerordentlich erfolgreich waren. Das vermutlich 1892 erbaute Instrument mit sieben Registern war in einem guten Erhaltungszustand und wurde bis

auf den Einbau eines elektrischen Gebläses 1988 baulich nicht verändert. Eine Instandsetzung konnte sich so auf das Reinigen der Pfeifen, eine Stimmung und geringfügige Reparaturen beschränken. Die einmanualige Organ mit dem neo-romanischen Bogenprospekt verfügt über einige besonders klangschöne Register: Eine Traversflöte (4' = 4 Fuß) und die beiden Principalregister (Principal 8' und Octave 4') wurden in einem Konzert des britischen Organisten Christopher Stenbridge eindrucksvoll zur Geltung gebracht. Zudem überraschte das Instrument durch die Möglichkeit, auch Alte Musik überzeugend darzustellen.

Vom großen Interesse des Publikums angespornt und zu Ehren des Orgelbauers, dessen Todestag sich zum hundertsten Mal jährte, veranstaltete Barr 2004 eine Wochenendtour zu Hollenbach-Organen zwischen Gransee und Neuruppin. »Hollenbach hören« nannte sich die Exkursion und bot den Teilnehmern neben kunsthistorischen Ausführungen zu den Kirchen und Organen auch Hörproben in Form kleiner Konzerte – jedenfalls dort, wo die Organen noch oder wieder in einem spielbaren Zustand sind. Eine der Exkursionsstationen war das Dorf Großmutz.

Die 1814/15 erbaute Dorfkirche, ein neogotischer Feldsteinbau, birgt eine einmanualige Hollenbach-Organ aus dem Jahr 1899. Sie hat acht Register und passt sich mit einem neogotischen Prospekt dem Baustil der



Teilnehmer des Orgel-Wochenendes im Mai 2004 in der Dorfkirche Keller

Atelier für Paramentik

Berlin - Brandenburg - schlesische Oberlausitz

Farbe wirkt - Farbe belebt - Farbe betont - Farbe entspannt - Farbe markiert - Farbe erfreut

Das **Atelier für Paramentik** möchte Farb-Akzente in Kirchenräume setzen.

Paramente bilden ein Bindeglied zwischen der örtlichen Architektur und dem Farbzyklus des Kirchenjahres. Durch ihre Farbigeit prägen sie die Atmosphäre des gesamten Kirchenraums und untermalen die Liturgie des Gottesdienstes. Das **Atelier für Paramentik** ist eine Anlaufstelle für die Kirchengemeinden der Region, wo individuell abgestimmte Paramente entworfen und in verschiedenen kunsthandwerklichen Techniken angefertigt werden. Gerne berät Christina Utsch die Gemeinde vor Ort und bietet Seminare zu Paramentikthemen an.

Christina Utsch
Diplom-Textildesignerin
Paramentikerin
Klaushager Weg 28
13467 Berlin
Tel: 030-48095555
e-mail: atelier.paramentik@freenet.de
Internet: www.atelier-paramentik.de



Kirche an. Das noch gut spielbare Instrument weist als Besonderheit in der Disposition, der Liste der Register, eine Mixtur auf. Der Neuruppiner Meister baute ein solches Register, das zur Familie der Principale gehört, selten in seine einmanualigen Orgeln ein. Hollenbach traf in dem Großmutzer Gotteshaus auf andere akustische Bedingungen als in Meseberg. Aber auch hier behauptete sich sein hervorragendes Können bei der Problemlösung einer trockenen Akustik. Der Klang dort sei sehr direkt, das sei Musik pur, begeisterte sich Barr, der mit dem Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB)

dort 2003 einen kurzen Fernsehbeitrag über Hollenbach aufnahm. Für das Jahr 2005 ist im Zuge einer Sanierung der Orgelempore auch geplant, das Instrument diversen Reparaturen zu unterziehen.

In dem kleinen Ort Keller bei Lindow findet sich in der 1742 erbauten Kirche im frühklassizistischen Stil eine weitere Hollenbach-Orgel. Mit neoklassizistischem Prospekt versehen datiert sie in das Jahr 1883 und ist in einem spielbaren Zustand. Bedauerlicherweise ist die ursprüngliche klangliche Konzeption dieses Instrumentes verändert worden. Im Zuge der schon

erwähnten »Orgelbewegung«, die ihren Anfang in den Zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts nahm, wurden viele Instrumente umgebaut und ihre Dispositionen wieder einem barocken Klangideal angenähert oder angepasst. Auch das Klanggefüge der einmanualigen Kellener Orgel, bestehend aus sechs Registern, wurde in den Sechziger Jahren bei zwei Registern »neobarockisiert«. Der Kirchenraum von Keller bietet eine exzellente Akustik. Daher wäre es hier sehr interessant gewesen, zu hören, wie das ursprüngliche Instrument klanglich die akustischen Bedingungen genutzt hätte.

Das Engagement von Barr und auch den neugewonnenen Liebhabern von Hollenbach-Orgeln hat inzwischen viele Früchte getragen und weite Kreise gezogen. So ist beispielsweise ein Buch über das Leben und Werk Hollenbachs in Vorbereitung.

Seine Landorgeln mit Charakter, klein und ehrfurchtsvoll schlicht, sind ein besonderes Kulturgut in Brandenburg. Es steht zu hoffen, dass sich durch die in Gang gesetzten Aktivitäten das Bewusstsein dafür verstärkt und dem Orgelbauer, der in seinem Rahmen meisterlich alle Register zog, die gebührende Würdigung zukommt, die ihm zu Lebzeiten versagt blieb.

Weitere Informationen:

John Barr
Bleibtreustraße 53
10623 Berlin
Tel.: (0 30) 3 12 74 06

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg lädt ein



Dorfkirche Golm
(Landkreis Uckermark, bei Angermünde)

BENEFIZKONZERT

**für die Sanierung der gefährdeten
Golmer Dorfkirche**

Samstag, 3. September 2005, 16 Uhr

Geistliches und weltliches Chorkonzert

Ausführende: Kammerchor Angermünde (Leitung:
Dorothea Glös), Instrumentalensemble

Christina Orphal

Von Liuba zu Pankrätius

Heiligenverehrung in der Niederlausitz

*Christina Orphal ist Direktorin
des Stadt- und Regionalmuseums
Lübben*

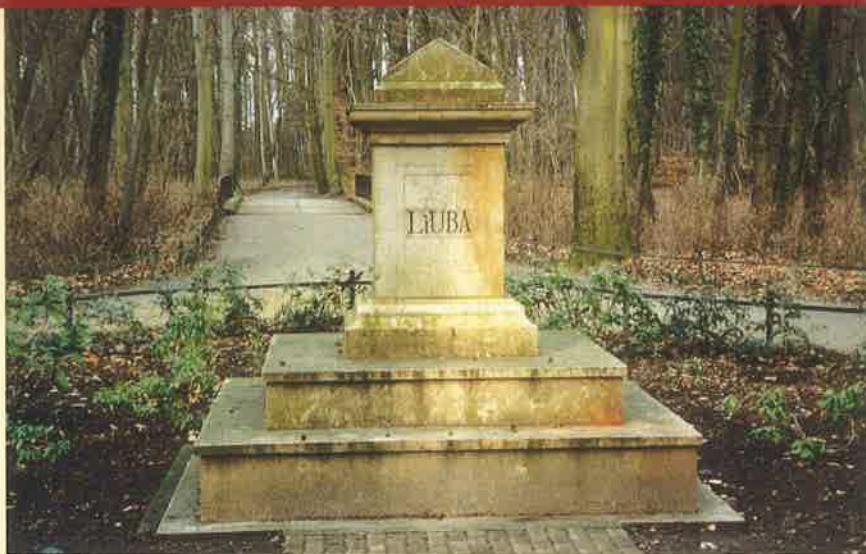
Das Gebiet der Niederlausitz ist reich an Sagen und Volksbräuchen. Gesammelt und aufgeschrieben wurden sie vor allem von Karl Haupt, Willibald von Schulenburg und Edmund Schneeweis. Ihnen haben wir eine Fülle von Überlieferungen zu verdanken. Heilige Haine und Quellen, wendische Gottheiten und Hausgeister, Teufelssteine, Orte der Marienverehrung und Wallfahrtsorte werden beschrieben.

Die diesjährige Kulturlandkampagne »Der Himmel auf Erden – 1000 Jahre Christentum in Brandenburg« gibt uns durch die Förderung von Kulturland Brandenburg e.V. die Möglichkeit, die vorreformatorische Zeit etwas näher zu ergünden. Mit einer Sonderausstellung soll auf das Thema »Heiligenverehrung in der Niederlausitz« aufmerksam gemacht und sollen weitere Forschungsarbeiten angeregt werden. Im Mittelpunkt der Ausstellung werden mittelalterliche Holzskulpturen aus Brandenburg, Sachsen und der Niederlausitz stehen. Diese wurden in privaten und öffentlichen Sammlungen, sowie in Kirchen und Museen lokalisiert. Eine Übersicht über diese wertvollen Bestände existiert derzeit noch nicht.

Auch eine systematische Erforschung der Kirchenheiligen ist weder in Brandenburg noch in der Niederlausitz jemals erfolgt. Walther Haupt hatte bereits 1968 angenommen, »dass bei geeigneter Forschungsmethode die Matrikel Aufschlüsse über die Kolonistenzeit, teilweise vielleicht auch schon über frühere Zustände, geben kann« (W. Haupt, Die Meißener Bistumsmatrikel von 1495/1968, S. 1). Das vom Stadt- und Regionalmuseum Lübben geplante Projekt setzt bei dieser Annahme an.

Beginn der kirchlichen Organisation in der Niederlausitz

Die Christianisierung der Niederlausitzer Wenden ging seit 968 über-



Liuba-Stein von 1854 im Großen Hain von Lübben (Foto: C. Orphal)

wiegend vom Bistum Meißen aus und zog sich über mehrere Jahrhunderte hin. Die Entwicklung der kirchlichen Organisation in der Niederlausitz liegt weitgehend im geschichtlichen Dunkel. Im Zuge der Reformation und durch den Dreißigjährigen Krieg wurden zahllose Quellen vernichtet, das tradierte Wissen z.B. um die Orte der Wallfahrten und Heiligenverehrung, aber auch um die Kultstätten der Wenden, ging überwiegend verloren.

Die ersten Kirchen in der Niederlausitz wurden von den adligen Grundbesitzern und den Zisterzienserklöstern im Zeitalter der Ostsiedlung gegründet. In den ersten Jahrzehnten nach 1200 entstanden etliche Kirchen, die teilweise heute noch erhalten sind. Etwa seit Mitte des 13. Jahrhunderts treten Filialkirchen hervor. Die Gründung der meisten Kirchenbauten fällt jedoch in das 13. und in den Beginn des 14. Jahrhunderts. Bis dahin dürfte bereits die kirchliche Organisation vorhanden gewesen sein.

Vorschriften für neue Christen

Ein Verzeichnis der Pflichten, die man von den neuen wendischen Christen forderte, ist sehr aufschlussreich: »An Freitagen sollten sie nicht Fleisch und Milch essen, am Sonntag nicht arbeiten, sondern die Messe und die Predigt hören, die heiligen Tage feiern, die 40tägige Zeit mit Fasten, Almosen

und Besuchung der Kirchen halten, Ostern und Pfingsten die Kinder mit Lichtern und in weißen Kleidern in Begleitung der Paten zur Taufe bringen. Die Getauften sollten sie eine Woche lang täglich in dem Unschuldskleide zur Kirche bringen und sie der Messe beiwohnen lassen. Sie sollten auch keines ihrer Kinder umbringen, sie nicht selbst zur Taufe halten, sondern sich Paten dazu suchen. Den Paten sollten sie Treue und Freundschaft, wie den leiblichen Eltern beweisen. Sie sollten bis ins sechste und siebente Glied in der Freundschaft nicht heiraten und mit einer Frau zufrieden sein. Die verstorbenen Christen sollten sie nicht unter die Heiden, in Felder und Wälder, sondern auf Kirchhöfen begraben und keine Holzhaufen auf ihren Gräbern errichten oder Pfähle bei denselben stecken. Sie sollten keine Götzentempel mehr bauen, zu keiner Wahrsagerin mehr gehen, nicht das Orakellos gebrauchen, nichts Unreines, von selbst Gestorbenes, Ersticktes den Göttern opfern und kein Tierblut essen, mit Heiden keinen Umgang haben und nicht mit ihnen essen und trinken. Die Gesunden sollten in der Kirche ihre Sünden beichten, die Kranken den Geistlichen dazu rufen lassen. Für Meineid, Ehebruch und Todschatz und andere Kriminalverbrechen sollten sie kanonische Kirchenbuße tun. Die Weiber sollten nach der Geburt zur Kirche

kommen und sich einsegnen lassen.« (E.Müller, Das Wendentum in der Niederlausitz/1921, S. 43–44).

Als »Kriminalverbrechen« steht hier an erster Stelle der Meineid. Interessant ist, dass auch der Heilige Pankratius als Rächer des Meineides gesehen wurde. Die Pankratiuskirche in Steinkirchen bei Lübben kann deshalb in unmittelbarem Zusammenhang mit der Landnahme und Christianisierung stehen. War sie eine frühe Wallfahrtskirche der Niederlausitz?

Spuren heidnischer Kultstätten

Bis in unsere Zeit haben sich manche Sitten und Bräuche aus vorchristlichen, heidnischen Kulturen erhalten. Oft sind es nur vereinzelte Spuren, die sich im Sagen- und Märchenschatz, aber auch im sogenannten Aberglauben erhalten haben. Die alte Welt der Hausgeister und Götter, der »Götterhimmel« der Wenden, war eng mit den Jahreszeiten und der Natur verbunden. Geheimnisvolle Orte, wie Berge, Quellen, Haine, Moore oder uralte Bäume, waren sicher bevorzugte Orte der Götterverehrung. Wurden auf solchen Plätzen auch die ersten christlichen Gotteshäuser errichtet? Diese Fragestellung soll für den Altkreis Lübben

künftig etwas eingehender untersucht werden.

Auch von heiligen Quellen ist in verschiedenen Sagen die Rede: Der Goldborn bei Werchow in der Calauer Schweiz, die Quelle Spuscht bei Weißagk, die Quelle Loboschitz bei Lobendorf und die Marienquelle bei Lübben. Ortsnamen wie Ellernborn oder Börnichchen deuten noch auf Quellen hin, wenn diese längst versiegt sind.

Selbst der Große Hain von Lübben besaß noch im 19. Jahrhundert eine Quelle. Stand diese etwa in Zusammenhang mit einer wendischen Gottheit, die hier eine Kultstätte gehabt haben soll? Der LIUBA – Stein von 1854 erinnert an diese Überlieferung.

Marienverehrung und Wallfahrten

Um das Jahr 1500 existierten etwa 400 Altäre in der Niederlausitz. Etwa die Hälfte von ihnen waren der Jungfrau Maria geweiht, was für eine in der Niederlausitz weit verbreitete Marienverehrung spricht. Wallfahrtskapellen waren deshalb häufig Maria geweiht.

In der Nähe der Stadt Lübben häuften sich diese Kapellen: Die Kapelle auf dem Marienberg mit der berühmten Marienquelle, die Kapelle auf dem Frauenberg bei Lübben – erst Ziel

einer Wallfahrt zu »Unserer lieben Frauen auf dem Berge«, dann Kloster der Wilhelmiter – die einstige Marienkirche in Mochow mit der »tränenreichen Madonna«, Wallfahrtsort an der alten Post- und Heerstraße.

Außerhalb des Altkreises Lübben wallfahrte man zur »Kapelle auf dem Marienberg zur Buschmarie« nach Groß Köllzig, zur Valentinskirche nach Preschen, zum Marienbild in der Kapelle »Zum Heiligen Kreuz« nach Liebenwerda.

Eine Himmelsgöttin zu verehren, war augenscheinlich ein sehr großes Bedürfnis unserer Vorfahren.

Altäre für die Heiligen

Aber auch geringere Kirchenheilige fanden Verehrung. Kurz vor der Reformation bestanden in der Niederlausitz Altäre für folgende Heilige (in Klammern die Anzahl der Altäre):

Anna (21), Fabian und Sebastian (21), Barbara (15), Katharina (11), Nicolai (10), Erasmus (10), Andreas (8), Jacobus (8), Laurentius (7), Martin (6), Ursula (5), Johannes Evangelist (5), Maria Magdalena (5), Peter und Paul (4), Georg (4), Sigismund (4), Valentin (4), Crispin und Crispinian (4), Wolfgang (3), Thomas (3), Agnes (3),



Wendische Gottheiten, aus: S. Großer, Lausitzische Merckwürdigkeiten. Leipzig und Budißin 1714



*Marienkirche Zaue, Madonna mit Kind
um 1420 (Foto: E. Winzer)*

Simon und Judas (3), Felicitas (3). Zwei Altäre waren je den Heiligen Hieronimus, Johannes Baptist, Anton, Wenzel, Margarethe, Alexis, Ottilie und Urban geweiht und je einen Altar hatten Bartholomäus, Dorothea, Sebastian, Michael, Donat, Apostel Paulus, Petrus, Christophorus, Joseph, Livinus, Severus, Augustin, Gothard, Leonhard, Mauritius, Pankratius, Afra, Albin, Clemens, Egidius, Ewald, Gertrud, Oswald u.a.

Einigen Kirchenheiligen konnte die Reformation nichts anhaben, sie sind Teil unserer Kultur geblieben. Doch welche Überlieferungen verbinden sich z.B. mit St. Nikolaus, St. Barbara, St. Valentin, St. Johannes und St. Martin, was sind die Eisheiligen und bei welchen Nöten wurden die 14 Nothelfer angerufen? Die geplante Sonderausstellung im Stadt- und Regionalmuseums Lübben wird darüber Auskunft geben.

Hölzerne Heiligenfiguren

Mit der Reformation verloren die Kirchenheiligen und damit auch ihre mittelalterlichen Bildwerke an Bedeutung. Immerhin haben noch Hunderte von ihnen die letzten fast 500 Jahre

recht gut überstanden. Sie befinden sich heute in bedeutenden Sammlungen in Berlin, Dresden, Meißen, München, Zielona Gora, vereinzelt auch noch in Kirchen und Museen.

Einige dieser Kunstwerke werden im Stadt- und Regionalmuseum Lübben während der Sonderausstellung zu sehen sein.

St. Pankratius, ein Eisheiliger

Wie oben bereits erwähnt, trägt eine sehr alte Kirche unweit von Lübben den Namen St. Pankratius. Wunderbarerweise blieb die Skulptur des Heiligen Pankratius bis in unsere Zeit erhalten. Das Kunstwerk aus dem 13. Jahrhundert wurde im Jahre 1908 an das Kaiser-Friedrich-Museum nach Berlin verkauft. Dort hat der Meineid-Rächer zwei Kriege überstanden und fand nach der »Wende« eine Heimat in der Skulpturensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin. Diese Skulptur, auch als Replik, könnte für die Stadt Lübben in der Niederlausitzer Kulturlandschaft eine besondere Bereicherung sein.

Deshalb widmet sich ein weiteres Projekt unseres Museums, das maßgeblich vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur gefördert wurde, der originalgetreuen Rekonstruktion dieser Heiligenfigur.

Am Tag des Hl. Pankratius, dem 12. Mai, ist aus diesem Anlass ein Festgottesdienst in Steinkirchen geplant. Gäste sind – auch zu unseren weiteren Veranstaltungen – herzlich willkommen!

Folgende Veranstaltungen werden im Rahmen der Sonderausstellung angeboten:

museum schloss lübben

Ernst-von-Houwald-Damm 14
15907 Lübben
stadt_luebben.museum@t-online.de
Tel. (0 35 46) 18 74 78
Fax (0 35 46) 18 63 69

Heiligenverehrung in der Niederlausitz

Festgottesdienst und Einweihung des Hl. Pankratius
12.05.2005 17.00 Uhr Kirche Steinkirchen
Ort: Lübben, Stadtteil Steinkirchen, Dorfstraße

Bibelausstellung

»Gottesspiegelungen«
14.05. bis 12.06.2005
Eröffnung am 13.05. um 19 Uhr
Ort: museum schloss lübben



*Heiliger Pankratius, Lindenholz,
um 1300. Ehemals Steinkirchen,
heute Skulpturensammlung der
Staatlichen Museen zu Berlin
(Foto: T. Bruns)*

Pankratiusmarkt

Kunst- und Töpfermarkt
14. und 15.05.2005 (Pfingsten),
jeweils von 10 bis 18 Uhr
Ort: Lübben, Stadtteil Steinkirchen,
St. Pankratius-Kirche

Ausstellung »Heiligenverehrung in der Niederlausitz«

24.06. bis 09.10.2005
Eröffnung am 24.06. um 17 Uhr
Ort: museum schloss lübben

Kahnnacht »anno domini«

25.06. 2005 um 19.30, Uhr Schlossinsel

Exkursion I: »Wallfahrtsorte im Altkreis Lübben«

14.08.2005 von 10 bis 18 Uhr

Exkursion II: Heilige Orte und Quellen

25.09.2005 von 10 bis 18 Uhr

Museumsnacht

»Heiliger Strohsack«
Mittelalterspektakel
30.09.2005 20 Uhr Schloss Lübben



Helenenkapelle Hohenlychen vor 1945 |

Ein Förderverein hat sich das Ziel gesetzt, die Helenen-Kapelle der ehemaligen Heilstätten Hohenlychen (Landkreis Uckermark) instand zu setzen und mit neuem Leben zu erfüllen.

War zunächst daran gedacht, zur Sicherung und weiteren Nutzung der historischen Bausubstanz des gesamten denkmalgeschützten Bereiches beizutragen, so richten sich die Bemühungen der Initiative seit 2003 vordringlich auf die Anstaltskapelle. Das Areal war zwischen 1945 und 1992 von der sowjetischen Armee besetzt, die Kapelle diente als Treibstofflager.

Fast 60 Jahre wurden keine Erhaltungsmaßnahmen durchgeführt: zerstörte Fenster, die zum Teil verbrettert oder zugemauert waren, immense Witterungsschäden, eine gänzlich verschwundene Innenausstattung, die Wände bis zur halben Höhe mit brauner Leimfarbe gestrichen – in diesem

Zustand pachtete der Verein die Kapelle von der Stadt Lychno.

Ein kleiner Exkurs in die Geschichte von Hohenlychen: In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wurden in der waldreichen, klimatisch begünstigten Region in privater Initiative Heilstätten zur Unterstützung der Bekämpfung der Volksseuche Lungentuberkulose (Tbc) gegründet. Die Einrichtung erwarb sich bald einen hervorragenden Ruf in der Fachwelt; berühmte Mediziner waren dort tätig. Schon 1927 – zu ihrem 25-jährigen Bestehen – hatten sich die Heilstätten aus kleinsten Anfängen zu einem Sanatorium entwickelt, das Weltruf besaß.

Dagegen gab die nationalsozialistische Herrschaft ab 1933 dem Ganzen ein völlig anderes Gesicht: Zuerst mussten jüdische Ärzte und anderes Personal gehen. Aus Hohenlychen wurde

ein Sportsanatorium, in dem auch prominente Nazis Erholung suchten. Hochrangige Ärzte der Einrichtung unternahmen grausame medizinische Versuche an Frauen im nahe gelegenen Konzentrationslager Ravensbrück. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges schließlich gab es von Hohenlychen aus höchste diplomatische Kontakte mit Skandinavien, um die Ausreise von KZ-Häftlingen nordeuropäischer Länder zu erreichen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet der Name Hohenlychen weitgehend in Vergessenheit. Der Verein ist sich der Zwiespältigkeit der Geschichte des Ortes durchaus bewusst und setzt auf die Gestaltung der Zukunft: seine Ziele sind die Förderung der europäischen Völkerverständigung bei weltanschaulicher Toleranz, die Durchführung kultureller und wissenschaftlicher Veranstaltungen, von Konzerten und Ausstellungen – und natürlich die Erhaltung kulturhistorisch bedeutsamer Bausubstanz.

Die Helenenkapelle wurde 1904 nach Entwürfen der Architekten Hakenholz und Brandes aus Hannover gebaut und am 22. Oktober desselben Jahres geweiht. Der Baukörper passt sich der Architektur des umgebenden Heilstättenkomplexes an, während der Turmaufsatz eine neobarocke Form erhielt. Die stimmungsvolle, kräftige Ausmalung des Innenraumes blieb zum Teil erhalten, zwei Engelsfiguren flankieren die Altarnische. Passend dazu erhielt die Kapelle künstlerisch gestaltete Bleiglasfenster. Von der ehemaligen Orgel findet man heute auf der Empore nur noch Fragmente des Gehäuses. Im Wechsel fanden hier evangelische und katholische Gottesdienste, später auch Taufen und Trauungen statt, bis 1945 sowjetische Truppen den Sakralbau zweckentfremdeten.

In den wenigen Jahren seines Engagements hat der Verein bereits viel erreicht. Zuerst ging es darum, den weiteren Verfall zu stoppen, das Dach dicht zu machen und die Fenster und Türen zu verschließen. Mit der Unterstützung von Spendern und Sponsoren gelang es inzwischen, einen großen Teil der Bleiglasfenster neu einzusetzen. In Eigeninitiative wurden das Portal restauriert und Bänke gezimmert.



Innenraum |

Im Oktober 2004 konnte mit einer Festveranstaltung das 100-jährige Bestehen der Helenenkapelle gefeiert werden.

Der Hohenlychener Kultursommer 2004 zog zu unterschiedlichsten Kon-

zerten und anderen Höhepunkten zahlreiche Gäste in die Kapelle, deren Angebot sich so in die touristische Infrastruktur der Region einfügt. Auch für 2005 ist wieder eine Reihe von Veranstaltungen geplant.

Informationen erhalten Sie über den Förderverein Heilstätten Hohenlychen e.V., Herrn Tobias Schönfeldt, Tel. (03 98 88) 4 32 04 sowie im Internet unter www.kapelle-hohenlychen.de



Detail der Ausmalung |

Eva Gonda

»Mit Gott, wir gießen«

Glockenguss in Lauchhammer



Glockenguss in Lauchhammer

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises

lichen Geläute Sachsen-Anhalts befindet, und genoss dort eine fundierte Ausbildung an der Orgel. Der Diplomingenieur Remenz war u. a. als Technologe im Stahlwerk Eisenhüttenstadt tätig. Als die Kunstgießerei in Lauchhammer 1993 privatisiert wurde und der bis 1939 ausgeübte Glockenguss neu belebt werden sollte, bewarb er sich als Glocken-Verkaufsleiter, legte nach intensiver Weiterbildung noch einmal ein Examen ab und ist heute einziger geprüfter Glockensachverständiger im Land Brandenburg.

Inzwischen hat der Schmelzprozess im Ofen bereits begonnen. Die für den Guss erforderlichen Temperaturen aber sind noch lange nicht erreicht. Exakt 1140 bis 1150 Grad Celsius braucht es, damit die 78 Prozent Kupfer und 22 Prozent Zinn in der rechten Weise zur Bronze verschmelzen. Und mehr als 450 Kilo müssen es diesmal sein. Die drei neuen Glocken für die Kirche von Möser bei Burg werden neben dem Logo der Gießerei die Nummern 406, 407 und 408 tragen – so viele Glocken wurden hier seit 1994 allein bis Ende vorigen Jahres gegossen.

Die Kunstgießer von Lauchhammer hatten sich auch schon früher mit dem Glockenguss befasst. Die nachweislich älteste hier gegossene Glocke ist eine Gusseisenglocke von 1834, die älteste noch vorhandene Bronzeglocke hängt in der Lutherkirche von Schwarzheide. Weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt aber wurde die 1725 gegründete Gießerei vor allem durch den Kunstguss in Eisen und später in Bronze. Alle namhaften Künstler Deutschlands ließen in Lauchhammer gießen, allen voran Ernst Rietschel, Prof. Lepke, Moshage, Prof. Wandschneider und nicht zuletzt Karl Friedrich Schinkel, der hier seine Entwürfe für Denkmäler, Brunnen und Zierelemente ausführen ließ. Aus dieser Zeit besitzt die Firma heute einen Schatz von rund 2500 Originalmodel-

In der Kunstgießerei Lauchhammer wird der Schmelzofen in Betrieb gesetzt. Fauchend züngeln die Gasflammen empor, machen sich an ihr heißes Werk. Kupfer- und Zinnbarren werden sich unter ihrer Glut in flüssige Bronze verwandeln. Denn heute sollen Glocken gegossen werden – Höhepunkt und Abschluss einer wochenlangen akribischen Vorarbeit durch die erfahrenen Fachleute. In Lauchhammer liegt heute die einzige Glockengießerei im Land Brandenburg; in ganz Deutschland gibt es noch sechs.

Die Vorbereitungen für einen Glockenguss beginnen oft hoch oben in der Glockenstube. Soll dort ein vorhandenes, nicht mehr vollständiges Geläut ergänzt werden, steigt Glockensachverständiger Johannes Remenz mit seiner Stimmgabel auf den Kirchturm. Er prüft den Klang des hier schon vereinten Geläuts und entwickelt daraus den Plan für die »Neue«; denn schließlich soll die sich harmonisch in den Chor ihrer Schwestern einfügen. Übrigens – so erfährt der

Laie – macht eine Glocke nicht einfach »bim« oder »bam«. Ihr Klöppel weckt nicht nur den Anschlagton, sondern einen ganzen Akkord. Fünf unterschiedliche Töne – Prime, Terz, Quinte, Unter- und Oberoktave – vereint der Klang und der Sachverständige vermag sie bei seiner Tonanalyse auch zu orten. »Glocken sind Musikinstrumente«, sagt Johannes Remenz.

Ein feines Gehör ist in diesem Beruf also absolutes Muss, doch dazu kommt noch ein gerüttelt Maß an technischem Verständnis, nicht nur für die Produktionsprozesse in der Gießerei. Wenn er in luftiger Höhe zugeht, überprüft er auch gleich Glockenstuhl und Läutemaschine, tauscht Stimmgabel mit Schraubenschlüssel und Zange. Bei Johannes Remenz sind diese beiden Grundvoraussetzungen glücklich zusammengetroffen: Der Pastorensohn läutete schon als Schulkind die Kirchenglocken von Riestedt bei Sangerhausen, wuchs später in Aschersleben auf, wo sich eines der größten mittelalter-

len, die jederzeit Nachgüsse möglich machen, so des filigranen Wand- und Tafelschmucks oder der Möbel von Schinkel in Eisenkunstguss; lieferbar sind ebenso Ziergitter, Repliken historischer Tür- und Fensterbeschläge. Es entstanden und entstehen noch heute lebensgroße Skulpturen und Büsten nach antiken und zeitgenössischen Vorbildern und Modellen, vom General Steuben in Potsdam bis zum Denkmal für die Oderflut, aber auch Brunnen und Pumpen.

Der Glockenguss gewann nach dem Ersten Weltkrieg besondere Bedeutung. Tausende Glocken waren in den letzten Kriegsjahren eingeschmolzen worden, nun bestand großer Bedarf. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs lieferte die Firma Lauchhammer etwa 500 Bronzeglocken und noch einmal so viele Stahlglocken aus den Zweigwerken Torgau und Gröditz. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnten von den 500 Bronzeglocken nur noch 45 ausgemacht werden, eine davon übrigens im Berliner Dom.

Insgesamt waren im Zweiten Weltkrieg 80 000 Glocken von ihren Türmen geholt worden, nur wenige entkamen den Schmelzöfen und fanden sich nach Kriegsende unversehrt auf den Sammelplätzen. Wo es möglich war, kamen sie wieder in ihre Heimatgemeinden. Glocken aus Ostpreußen, Hinterpommern und Schlesien fanden neue Plätze in den alten Bundeslän-



Schmelzhauben |

dern, die aus dem ehemaligen Ostbrandenburg wurden in Berlin und Umgebung verteilt. Ob sie nach der EU-Erweiterung etwa erneut ihre Plätze tauschen müssen?

In Lauchhammer war nach dem Zweiten Weltkrieg der Glockenguss

nicht mehr aufgenommen worden. Erst nach erfolgreicher Privatisierung des Betriebes wurde die alte Tradition wieder belebt. Und das mit gutem Erfolg. Glocken aus Lauchhammer hängen inzwischen in allen Erdteilen, in Japan wie in Russland, in Litauen, in Chile und Tansania; sie rufen mit anderen zum Gottesdienst in den Halberstädter Dom, in die Dresdner Hofkirche, in die Stadtkirche von Wittenberg; sie sind in zahlreichen Bundesländern zu hören, von Thüringen bis Nordrhein-Westfalen. Von den mehr als 60 Glocken für die Mark Brandenburg seien nur die für die Dorfkirchen in Bagow bei Brandenburg, Storkow bei Beeskow, Altreetz und Reitwein im Oderbruch, Buckow bei Jüterbog und Steinhöfel bei Fürstenberg/Havel genannt.

Nicht alle Glocken wurden für Kirchen gegossen. Sie läuten auch auf Rathaustürmen, auf Friedhöfen, gehören zu Glockenspielen oder erfüllen ihre Pflicht als Betriebsglocken, sie wurden von Hotels bestellt und sogar von der Justizvollzugsanstalt Braunschweig.

In die großen Werkhallen ist indessen Bewegung gekommen. Der Gemeindegemeinderat und der Pfarrer von Möser sind auf der Bildfläche erschienen. Sie wollen dem feierlichen Guss ihrer Glocken beiwohnen und verfolgen nun neugierig die immer ge-



Guss einer Glocke für die Dorfkirche Berlitt (Prignitz) im Februar 2005 |

schäftiger werdenden Akteure bei den Vorbereitungen an den Gussformen. Gasflammen leuchten auf – die Formen werden vorgewärmt, damit sie beim baldigen Einfließen der kochenden Schmelze, der »Glockenspeise«, nicht springen.

Doch zuvor gibt's noch einen Einblick in das Reich der Glockenformer, deren Kunst lange vor dem Guss über das Gelingen entscheidet. Und späte-

Zunächst baut der Former aus Lehmsteinen und –schichten den Kern, das Innere oder die »Hohle« der Glocke. Immer wieder müssen die Lehmschichten langsam trocknen, bevor die nächste aufgetragen werden kann, immer wieder ist die Mischung von Lehm und Stroh oder Flachs zu verändern. Richtlinie für die Form ist die darüber drehbare Schablone. Ist der Kern fertig, wird auf ihm nach

ckenform nur noch die »Krone«, die Aufhängung, und wird komplettiert mit dem Einguss- und Entlüftungssystem. Fertig.

Ein bisschen verduztz sehen sich die Besucher an. Kann es sein, dass sich seit Schillers Zeiten an dem Produktionsverfahren nichts geändert hat? Ist es schon so alt? »Viel älter«, sagt Johannes Remenz. »Schon im 14./15. Jahrhundert entstanden Glo-



Gussformen |

stens jetzt beginnt man, im Geiste Schiller zu zitieren. Da steht sie, die »Form aus Lehm gebrannt«. Ihre Entstehung aber verdankt sie unzähligen Arbeitsgängen.

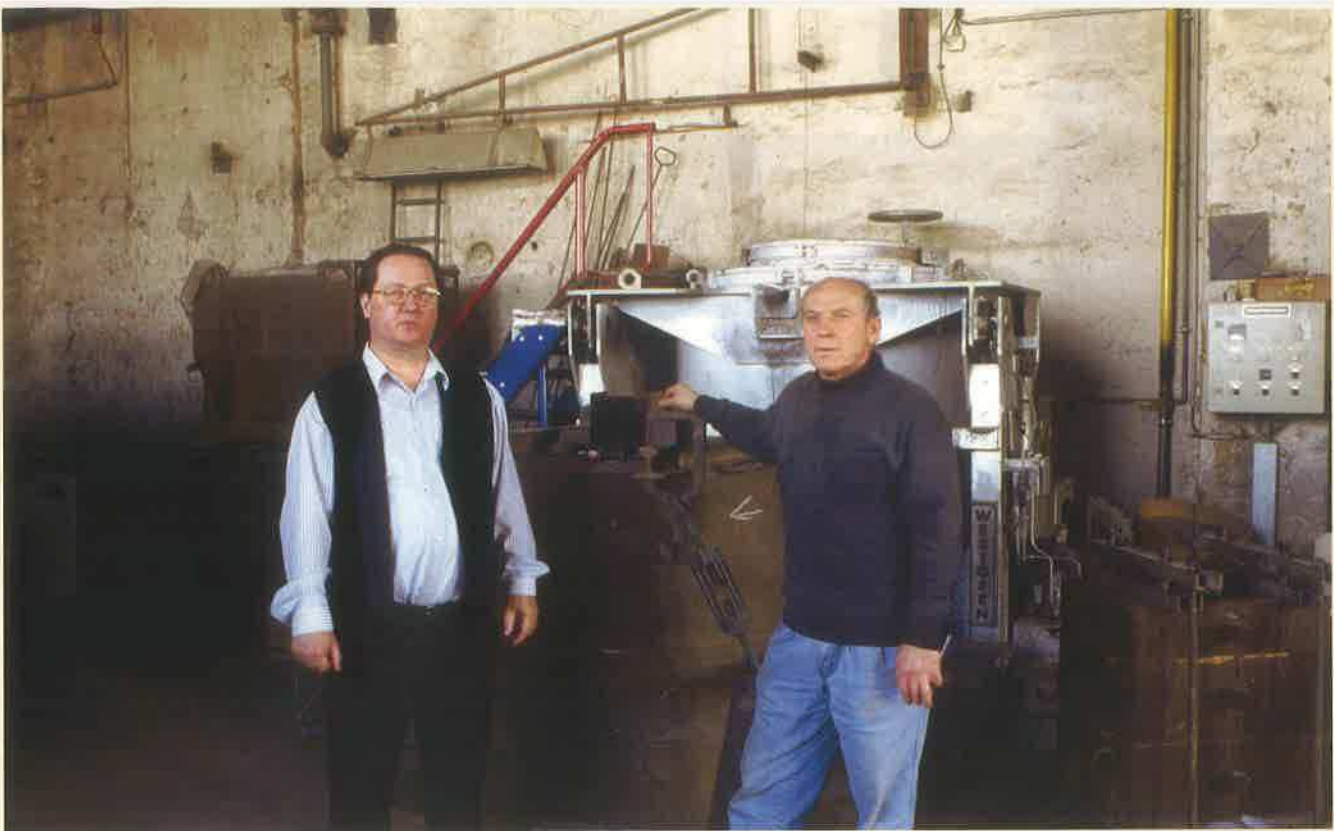
Am Anfang stehen komplizierte Berechnungen, die nicht allein auf Wissen, sondern auch auf jahrelangen Erfahrungen fußen. Das zu errechnende Profil, die »Rippe«, entscheidet unkorrigierbar über Klang und Tonhöhe, über den Charakter der künftigen Glocke. Später wären nur noch ganz geringfügige Tonerhöhungen durch begrenztes Abtragen von Material möglich. Dieses Profil wird auf eine Schablone übertragen, die drehbar über dem Formstand befestigt wird.

dem gleichen Prinzip die »falsche Glocke« geformt, deren Umfang bis ins Detail der zu gießenden Glocke entspricht. Für diese Maße wurde zuvor die Schablone zugesägt. Über der »falschen Glocke« werden schließlich die äußeren Lehmschichten mit der Hand aufgetragen, bis der fertige Mantel alle bisherigen Formteile umschließt.

Nach dem Trocknen auch des letzten Teils wird der Mantel wieder abgehoben, die »falsche Glocke« entfernt, die Kernform in die Gussgrube gesetzt und der Mantel wieder sorgfältig darüber gestülpt. Eine feine Schicht Rindertalg zwischen den einzelnen Formteilen macht diese spektakulären Aktionen möglich. Nun erhält die Glo-

cken auf diese Weise. Auch die heutige Form der Glocken bildete sich beim Übergang von der Romanik zur Gotik als die praktikabelste heraus.« An den ältesten Glocken, die in der Gegend von Herzberg und Liebenwerda zu finden sind, ließe sich noch ablesen, wie damals mit der Form experimentiert wurde. »Käme heute ein Glockengießer aus dem 15. Jahrhundert des Wegs – der könnte sofort bei uns anfangen.«

Fragen werden gestellt. Wie kommen die Inschriften auf die Glocke? Sie werden detailgenau nach Kundenwunsch aus Wachs hergestellt, auf die letzte, mit der Schablone glattgezogenen Lehmschicht der »falschen Glocke« aufgetragen und prägen sich so



Johannes Remenz (Verkaufsleiter und Glockensachverständiger) und Gerhard Wiesner (Technischer Leiter der Kunstgießerei Lauchhammer)

in den Mantel ein. Johannes Remenz weiß dazu noch eine besondere Begebenheit zu erzählen: »Während der großen Flut, die das Oderbruch 1997 bedrohte, arbeiteten wir an den zwei großen Glocken für die Kirche in Altreetz, nur drei Kilometer von der Stelle entfernt, wo der Deich zu brechen drohte. Wir sponserten damals spontan eine zusätzliche Inschrift: Gegossen zur Zeit der großen Flut Sommer 1997.« Auch an der Elbe steht heute eine »Flutglocke« aus Lauchhammer, deren Inschrift an die Katastrophe von 2002 erinnert.

Nun wird es aber brenzlich. Der Geruch kochenden Metalls zieht durch die Räume. Am Ofen wird die glühende Bronze in feuerfeste Tiegel gefüllt. Hellrot leuchtet das erste Gefäß, das jetzt von den Gießern in feuerfester Schutzkleidung in die dämmerige Werkhalle getragen wird. Augenblicklich ist das Stimmengewirr im Hintergrund respektvoller Stille gewichen. Der Tiegel wird einem riesigen, von der Decke hängenden Haken anvertraut. Langsam, ganz langsam hebt er sich, neigt sich zur Eingussöffnung. »Mit Gott, wir gießen«, sagt Johannes Remenz in die andächtige Stille. Dann ist nur noch das Zischen des fließenden Metalls und der austretenden Gase zu vernehmen.

Erst Tage später, wenn die Bronze abgekühlt ist, wenn die erkaltete Form zerschlagen und die Glocke ans Tageslicht gekommen ist, wird sich zeigen, ob das Werk gelungen ist. Seit

in Lauchhammer wieder Glocken gegossen werden, ist freilich noch kein Guss missglückt. Und doch, ein Gedanke bewegt die Gießer jedes Mal an diesem entscheidenden Tag: Wir haben

unser Werk getan, nun liegt alles in Gottes Hand.

Wie sagte schon Schiller? »... soll das Werk den Meister loben. Doch der Segen kommt von oben.«

Der berührungslose Glockenantrieb Die sanfte Alternative



Besonderheiten:

- Verschleißfreier Glockenantrieb
- Sanftes Läuten durch Ausbildung eines Magnetfeldes
- Ruckfreies Gegenstrombremsen
- Geschlossener Regelkreis garantiert die Einhaltung des eingestellten Läutewinkels

Dom zu Zwickau, Glocke 1,
5510 kg, 2020 mm Durchmesser,
Ton nominal a°

Glockentechnik & Turmuhren

Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt

Randolfstraße 14 · 12524 Berlin · Tel. (0 30) 6 73 12 23 · Fax (0 30) 6 73 51 11
www.schmidt-glockentechnik.de · info@schmidt-glockentechnik.de